ruprecht

Heidelberger Studierendenzeitung

Juli 2020 – Nr. 187 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNINFIZIERT | www.ruprecht.de @ruprechtHD



Wie Pornos dein Gehirn verändern
auf **Seite 6**

STUDENTISCHES LEBEN

Lest die Nachrichten!

von Natascha Koch

Wie ich es liebe durch soziale Medien zu scrollen, zu sehen, was meine Freunde und Lieblingscelebrities gerade veranstalten, welche Sexbots mir schon wieder geschrieben haben. In den letzten paar Wochen sind soziale Medien ganz besonders zu dem Ort geworden, wo man seine politische Meinung mal so richtig raushängen lassen kann. Hat man sich überhaupt mit „Black Lives Matter" richtig auseinandergesetzt, wenn man nicht ein Bild in der Story teilt, wie wir Weiße jetzt bei der ganzen Sache helfen können? Das ist überhaupt kein Vorwurf, ich selber bin genauso daran beteiligt. Doch mit zunehmendem Interesse an George Floyd oder dem Jemen-Konflikt scheint es mir in letzter Zeit, als würden manche das erste Mal in ihrem Leben Nachrichten lesen. „HALLO?! Wieso redet niemand über die Hungersnot im Jemen????" schreien Dutzende auf Twitter. „Wo bleibt die Wut über ermordete Schwarze in den USA?!!!" heulen die nächsten. Keine weiteren Informationen, keine hilfreichen Links. Lediglich Aufruhr, emotionale Ausbrüche über... Ja, worüber denn? Wenn ich mich recht entsinne, gab es schonmal eine riesige Black Lives Matter Bewegung im Jahre 2014. Und dann nochmal 2016. Und davor 2012. Alle haben ich und viele andere damals mitverfolgt, haben versucht, uns mit dem Thema auseinanderzusetzen. White Privilege und Allyship sind Begriffe, die schon vor dem Mord an Mike Brown im Internet kursierten. Der Jemen-Konflikt geistert auch schon seit seinen Anfängen 2004 durch die Medien. Ich kann mich noch ziemlich genau an die Shitstorms erinnern, nachdem Obama dort Luftangriffe ausübte.

Was ich sagen will, ist das: Nur weil ihr euch noch nie mit einem Thema auseinandergesetzt habt, heißt es nicht, dass es niemand anderes tut. Ja, Nachrichtenkanäle berichten oft erst über Mord an Afroamerikanern, nachdem es einen großen Aufruhr in den sozialen Medien gab. So funktionieren Nachrichten. Die Tagesschau hat nun mal nur 15 Minuten. Es gibt keine riesige Medienverschwörung, die euch wichtiges Weltgeschehen vorenthalten möchte. Ihr lest einfach nicht genug Nachrichten.



Foto: nni, Graffito: Gonz Maldonado-Morales

Kein Club nach Corona

Die Coronakrise treibt das Clubsterben in Heidelberg voran. Zieglers und Halle02 müssen schließen, Cave54 steht kurz vor der Insolvenz

Die Corona-Pandemie trifft Kulturschaffende besonders hart. Auch in Heidelberg werden deshalb einige bei Studierenden beliebte Clubs schließen. Die Halle02 und das Zieglers haben mitgeteilt, dass sie nicht mehr öffnen werden. Auch das Cave54 steht kurz vor der Insolvenz.

Aufgrund dieser Schließungen und der Sperrstunde in der Unteren Straße sieht es in Zukunft für Studierende in Punkto Feiern ziemlich mau aus. Um die finanziellen Verluste der Clubs in Heidelberg abzuschwächen hat die Stadt einige Hilfsmaßnahmen beschlossen. So kann die Stadt als Vermieterin den Betreiber*innen die Miete für ihre Räumlichkeiten sowie Gebühren wie Grund- und Gewerbesteuer für bis zu sechs Monate erlassen. Zusätzlich soll im Gemeinderat am 23. Juli über einen Fonds in Höhe von 150 000 Euro zur „Förderung der Nachtökonomie" beraten werden.

Für einige der Betreiber*innen in Heidelberg kommt diese Hilfe jedoch zu spät oder ist nicht ausreichend. So wie für die Halle02: Ende Juni kündigten die Betreiber die Einstellung des Kulturbetriebs an. Die über 80 Studierenden, die als Minijobber*innen beschäftigt sind, haben derzeit, wie die Betreiber auch, kein Einkommen mehr. Der Betreiber Felix Grädler sagt: „Wir wünschen uns, dass das, was in Clubs stattfindet, als Kultur anerkannt wird." Er sieht derzeit keine Rahmenbedingungen, die eine Wiederkehr der Halle02 als Club ermöglichen.

Das Cave54 hat zwar noch nicht schließen müssen, die Lage ist aber schwierig. Deshalb haben die Betreiber eine Crowdfunding-Kampagne gestartet und bisher 34 400 Euro (Stand 17. Juli) gesammelt. Betreiber Werner Lorenz weiß nicht, wie es weitergehen wird: „Da man noch nicht weiß wie lange das geht, weiß man auch nicht, wie lange man noch durchhalten muss."

Er ist sich sicher, dass ohne Hilfe von Stadt und Land auch das Crowdfunding nicht reichen wird. Laut Lorenz zeige sich die Stadt allgemein hilfsbereit und mit einem offenen Ohr. Das Hauptproblem liegt beim Vermieter des Cave54. Mit diesem wurde noch keine Einigung über die Mietkosten getroffen, die derzeit in voller Höhe weiterlaufen. Für Studierende, die als geringfügig Beschäftigte im Cave54 gearbeitet haben, bedeutet die aktuelle Situation den Wegfall ihres Einkommens.

Zudem wird noch das Urteil des Verwaltungsgerichts Karlsruhe bezüglich der Sperrzeiten in der Altstadt erwartet. Der Gemeinderat Heidelberg hatte im Oktober 2019 gegen das erste Urteil Berufung eingelegt.

Das Clubsterben ist in Heidelberg also eine reelle, ernstzunehmende und teilweise bereits eingetretene Gefahr, die das Studierendenleben hart treffen wird. **(lhm)**

Neuer StuRa gewählt

Die Wahl fand aufgrund von Corona erstmals online statt

Bei der diesjährigen Wahl des Studierendenrates (StuRa) erreichte die Beteiligung mit 19,4 Prozent einen neuen Rekord. Die bis dato höchste Wahlbeteiligung wurde 2018 mit 16,84 Prozent erreicht.

Die Studierenden waren aufgerufen, vom 6. bis zum 14. Juli einen neuen StuRa zu wählen. Aufgrund der Corona-Einschränkungen fand die diesjährige Wahl online statt.

Da die Anzahl der Listenplätze im StuRa an die Wahlbeteiligung gekoppelt ist, werden insgesamt 24 Listenvertreter*innen im StuRa sitzen.

Im nächsten StuRa sind neun Listen vertreten. Mit sieben Plätzen erreicht die Grüne Hochschulgruppe (GHG) die meisten Listenplätze. Die Liste der Medizinstudierenden Heidelberg erhält vier Sitze. Erstmals im StuRa vertreten ist die Emanzipatorisch-undogmatische Linke EULE mit drei Sitzen. Die JuSo Hochschulgruppe kann mit ebenfalls drei Sitzen ihr Vorjahresergebnis halten. Jeweils zwei Sitze im StuRa erhielten die Fachschaftsinitiative Jura und die Linke SDS. Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), die Liberale Hochschulgruppe (LHG) und die LISTE erreichten je einen Sitz.

Der StuRa ist das legislative Organ der Verfassten Studierendenschaft (VS). Er arbeitet inhaltliche Positionen aus und vergibt finanzielle Mittel an studentische Gruppen. Außerdem wählt der StuRa die Vorsitzenden der VS und der Referate. **(hst)**

Semesterstart verschoben

Der Start des Wintersemesters 2020/21 an der Universität Heidelberg wurde aufgrund der zu erwartenden Corona-Einschränkungen auf den 2. November 2020 verschoben.

Damit beginnt das Wintersemester nicht wie üblich Mitte Oktober, sondern rund zwei Wochen später. Die Vorlesungszeit endet am 27. Februar 2021.

Da das Sommersemester 2021 aber regulär Mitte April beginnen soll, verkürzt sich die vorlesungsfreie Zeit im Frühjahr. **(stw)**



Zwei Philosophiestudentinnen gründeten einen feministischen Lesekreis
auf **Seite 5**

HOCHSCHULE



Auf den Spuren der kolonialen Vergangenheit Heidelbergs
auf **Seite 9**

HEIDELBERG

Wie Pädophile die App TikTok benutzen, um Kinder zu belästigen
auf **Seite 13**

FEUILLETON

Soll die Uni öffnen?

In der Studierendenschaft äußert sich der Wunsch, den Unibetrieb mit Präsenzlehre wieder aufzunehmen. Gastronomie, Schulen und Einzelhandel haben bereits ihren Betrieb wieder geöffnet. Sollen die Universitäten nachziehen? **(hst)**



Samuel, 24,
Informatik und Geografie

„Ehrlich gesagt ist es nicht zwingend nötig. Wir sollten uns lieber zu viel Zeit lassen, als verfrüht aufzumachen. Wir haben es lange online geschafft, da ist es kein Fehler, noch etwas zu warten. Das Wintersemester sollte auch online stattfinden, falls eine zweite Welle kommt.“



Chen, 31
Computerlinguistik

„Nur, solange das Ansteckungsrisiko vertretbar ist. Manche Veranstaltungen funktionieren auch online gut, stellenweise ist es fachabhängig. Im Labor zu arbeiten geht zum Beispiel nicht remote.“



Umfrage und Fotos: nni

Nadine, 23
Physik

„Ich kenne mich mit der aktuellen Gefahrenlage nicht gut aus. Es ist auf jeden Fall sinnvoll, große Veranstaltungen geschlossen zu lassen. Wir als Studis haben die Möglichkeit, Online-Formate zu nutzen. Das ist ein Privileg, dadurch können wir Verantwortung übernehmen.“

PRO

André Müller
ist Mitglied der Grünen Hochschulgruppe



Foto: privat

Wir alle wurden durch die Pandemie überrascht, auch die Universität musste reagieren und hat einen Großteil der Lehre ins Internet verlagert. Nach anfänglichen Schwierigkeiten läuft es nun in vielen Bereichen besser, auch wenn es an vielen Stellen immer noch hakt. Mit der Verlagerung ins Internet kamen aber viele neue Probleme, einige Menschen fühlen sich isoliert, für andere stellen Videokonferenzen eine psychische Belastung dar, von der didaktischen Herausforderung ganz zu schweigen. Von einer kompletten Wiederaufnahme der Präsenzlehre sind wir so weit entfernt wie von einem Impfstoff. Einige Veranstaltungen könnten aber unter entsprechenden Bedingungen wieder aufgenommen werden; Laborpraktika, kleine Seminare etc. sollten mit entsprechender Vorbereitung wieder möglich sein. Gleichzeitig muss aber Studierenden, die aus gesundheitlichen Gründen nicht vor Ort sein können, weiterhin ermöglicht werden, online Leistungen zu erbringen.

These 1: Wenn Schulen, Geschäfte und die Gastronomie öffnen, sollen auch die Unis wieder geöffnet werden.

Eine langsame und vorsichtige Öffnung des öffentlichen Lebens sollte auch die Universitäten einschließen. Zurzeit sind viele Universitätsgebäude verschlossen. Selbst einige Bereichsbibliotheken sind noch komplett geschlossen, andere nur sehr eingeschränkt zugänglich. Wissenschaft braucht aber Öffentlichkeit und Zugänglichkeit. Es ist irgendwann einfach nicht mehr vermittelbar, warum die Universität weiter geschlossen bleiben soll, wenn der Rest der Stadt sich immer mehr öffnet. Die Universität war immer auch ein Ort des Austausches und ein Teil dieser Stadt, sie kann sich nicht auf unbestimmte Zeit einfach von der Öffentlichkeit abschotten. Eine Öffnung unter Auflagen sollte möglich sein.

Die Uni Heidelberg sollte hier mit gutem Beispiel vorangehen und nicht wie andere Unis bereits jetzt ein digitales Wintersemester beschließen.

These 2: Unis werden bei einer Öffnung zu neuen Corona-Hotspots.

Das ist bei unserem bisherigen Kenntnisstand eher unwahrscheinlich. Wir sind nicht mehr im März, als wir wenig über das Virus und dessen Verbreitungswege wussten. Damals war eine Schließung der Uni und die Verlagerung auf Onlinelehre richtig. Inzwischen wissen wir jedoch erheblich mehr und bis zum Beginn der Vorlesungszeit im November werden wir wieder um einiges schlauer sein. Es ist also möglich, jetzt mit der Vorbereitung einer teilweisen Öffnung zu beginnen. Wenn entsprechende Maßnahmen getroffen werden, sollte es möglich sein, zu verhindern, dass die Universitäten zu Covid-19-Hotspots werden.

Maskenpflicht auf den Fluren und Gängen, Aufforderungen zum Abstandhalten und Händewaschen, das Bereitstellen von Desinfektionsmittel usw. sind alles Mittel, die bereits in anderen Einrichtungen erfolgreich zum Einsatz kommen.

These 3: Onlinelehre kann die Präsenzlehre in Seminaren und Laboren nicht ersetzen.

Onlinelehre kann leider nur einen Teil der Präsenzlehre ersetzen. Dozierende waren in den letzten Monaten teilweise außerordentlich kreativ, um ihre Lehre in dieser Form abhalten zu können und es den Studierenden zu ermöglichen, ihre Prüfungsleistungen zu erbringen. Einige Formate der universitären Lehre lassen sich jedoch überhaupt nicht ersetzen, andere büßen enorm an Qualität ein.

Ein Labor und die Arbeit dort lassen sich online einfach nicht unter Realbedingungen simulieren, Sprachpraxis lebt von der gesamten Bandbreite der Stimme, bei der elektronischen Übertragung gehen immer einige Frequenzbereiche verloren. Dies sind nur zwei von vielen Beispielen, die zeigen, dass sich nicht alle Formate ins Internet übertragen lassen. Wir müssen einen guten Mix aus Online und Offline finden, um ein Studium während dieser Pandemie zu ermöglichen.

Hier sollte eigentlich ein

CONTRA

stehen. Weil sich aber niemand klar aussprechen wollte, erklärt ruprecht-Redakteurin Hannah Steckelberg (die hier nicht ihre eigene Meinung vertritt) welche Gegenargumente es dennoch geben könnte.

Trotz mehrwöchiger Recherche und mehreren Personen aus der Politik und von der Uni, die wir angeschrieben haben, hat sich niemand finden lassen, der sich eindeutig und fristgerecht zu dieser Frage positionieren wollte – deshalb versuche nun ich, aus dieser Perspektive zu argumentieren.

Das Coronavirus ist auch für junge Leute gefährlich und wird es auch bleiben, bis es einen Impfstoff oder Medikamente gibt. An der Uni ist es nicht immer möglich, Sicherheitsabstände einzuhalten. Studierende in der Risikogruppe sollten nicht ihr Leben riskieren, um studieren zu können. Der Shutdown in der Wirtschaft wird weiter gelockert – aber nicht, weil das Coronavirus besiegt ist, sondern weil der Staat wirtschaftliche und soziale Interessen mit den medizinischen abwiegt.

Wir haben das Privileg, uns nicht zusätzlicher Gefahr aussetzen zu müssen, also sollten wir unsere Gesundheit ernst nehmen und erst mal weiter zu Hause bleiben.

These 1: Wenn Schulen, Geschäfte und die Gastronomie öffnen, sollen auch die Unis wieder geöffnet werden.

Es mag schwer verständlich erscheinen, dass Einzelhandel, Gastronomie, Schulen und sogar Kindergärten wieder geöffnet sind, während die Universitäten weiterhin geschlossen bleiben. Angestellte im Einzelhandel und Gastronomie sind jedoch von ihrem Gehalt abhängig, und der Staat kann nicht ewig die Kurzarbeit bezahlen. Die Wirtschaft braucht den Einzelhandel und die Gastronomie, und berufstätige Eltern brauchen Kinderbetreuung.

Studierende sind nicht systemrelevant – wir können ohne unsere Eltern allein zu Hause bleiben, und ob wir unsere Vorlesungen nun online machen oder im Hörsaal, hat keinerlei wirtschaftliche Relevanz. Wenn Betriebe geschlossen bleiben, führt das zu Wirtschaftskrisen, wenn Unis geschlossen bleiben, nicht.

These 2: Unis werden bei einer Öffnung zu neuen Corona-Hotspots.

Das ist wahrscheinlich. Kleine Seminare können zwar in große Vorlesungssäle umgelegt werden, aber wie soll bei Vorlesungen mit 300 Studierenden der Mindestsicherheitsabstand eingehalten werden? Die Hörsäle der Uni sind schon unter normalen Umständen so eng, dass Studierende auch mal auf dem Boden sitzen müssen, weil es nicht genug Sitzplätze gibt. Wenn nur jeder zweite oder gar nur jeder dritte Platz genutzt werden kann, wird es für teilnehmerstarke Vorlesungen schlicht keinen Raum geben, der groß genug ist.

Außerdem kann man sich nicht drauf verlassen, dass alle Studierenden Masken tragen werden – das Atmen durch eine Maske ist anstrengender als ohne, und Stoffmasken feuchten schnell durch. Dadurch ist auch der Schutz, den die Maske bieten sollte, nicht mehr gewährleistet. Und schließlich: Wie soll beim Händewaschen Abstand gehalten werden?

These 3: Onlinelehre kann die Präsenzlehre in Seminaren und Laboren nicht ersetzen.

Das stimmt leider. Onlineseminare können echte Seminare nicht ersetzen, Onlinelaborübungen sind unmöglich, und auch Onlinevorlesungen sind irgendwie unangenehm. Sie sind aber auch alternativlos – denn das Coronavirus ist tödlich, auch für junge Menschen ohne Vorerkrankungen. Rund elf Prozent der Studierenden sind laut einer Befragung des Deutschen Studentenwerks behindert oder chronisch krank, also in der Corona-Risikogruppe.

Solange es keine Medikamente und keine Impfung gibt, müssen wir zu unserem eigenen Schutz wie auch zum Schutz der Gesellschaft ein bisschen zurückstecken. Statt sofort zurück in die Hörsäle zu strömen, sollten wir lieber eine bessere Onlinelehre sowie eine Lockerung der Regelstudienzeit fordern. Dann macht man die Laborübung halt im nächsten Semester und lässt das schlechte Seminar sein.

„Unterricht ist politisch“

Die Aktivistin Amarachi Igboegwu spricht über eigene Diskriminierungserfahrungen in Heidelberg, Rassismus im Bildungswesen und darüber, wie nachhaltige Veränderungen aussehen können

Amarachi Igboegwu ist Bildungswissenschaftlerin mit dem Fokus auf Diversität und Inklusion. Aufgewachsen ist sie in Nigeria und den USA, gearbeitet hat sie jedoch auch in Japan, Schweden, Frankreich und dem Kongo. Im Moment ist sie Mitarbeiterin des Norwegian Refugee Council und arbeitet als Doktorandin am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Heidelberg. Sie forscht an Unterrichtsmethoden für von Minderheiten dominierte Grundschulen. Zudem setzt sie sich als Aktivistin gegen Rassismus ein und hielt unter anderem auf der Silent Demo in Mannheim eine Rede.

Haben Sie im Rahmen ihrer Arbeit als Dozentin in Heidelberg Erfahrungen mit institutionellem oder allgemeinem Rassismus an der Universität gemacht?

In den Kursen, die ich unterrichtet habe, ging es darum, Lehrerinnen und Lehrer bewusst auf das Lehren in kulturell diversen Klassen vorzubereiten. Ich hatte das Gefühl, dass der selbstkritische Aspekt beim Unterrichten oft übersehen wird. Es ist eine Herausforderung, sich seiner Privilegien und Macht beim Lehren bewusst zu werden, besonders beim Unterrichten von PoC (People of Color, Anm. d. Red.).

In meinen Kursen habe ich da eine bestimmte Befangenheit bemerkt. Wenn ich beispielsweise darüber sprach, mit Equity zu unterrichten, also Rücksicht auf die Benachteiligung mancher Kinder zu nehmen, bin ich auf Unverständnis gestoßen. Die Studierenden dachten, wenn man Benachteiligte unterstützt, bevorzugt man sie automatisch. Diese Idee von Farbenblindheit ist institutionalisierter Rassismus. Man behandelt alle gleich, ohne auf ihren Hintergrund zu achten. Dabei bevorzugt man allerdings automatisch diejenigen, die ohnehin schon von einem höheren Level aus starten. Man privilegiert also die, die in das Narrativ passen. Wenn man Unterschiede nicht bemerkt und in die Vorbereitung des Unterrichts mit einbezieht, wertet man eine bestimmte Art von Schülern auf und eine andere ab. Vielen PoC wird zudem am Ende der Grundschullaufbahn gesagt, dass sie nicht schlau genug für das Gymnasium sind. Welches Narrativ bildest du damit in ihrem Kopf? Also ja, es gibt institutionalisierten Rassismus im Bildungssystem.

Es fehlt außerdem an Repräsentation in Schule und Universität. Man muss sich fragen, warum das so ist. Es ist einfach, Leute einzustellen, die denselben Hintergrund haben wie man selbst. In unseren Köpfen haben wir eine bestimmte Vorstellung von Intelligenz und möchten diese in anderen wiederfinden. Das ist der Grund, warum meine Arbeit so wichtig ist: Um zu zeigen, dass es viele Formen von Intelligenz gibt. Wir müssen uns auf Equity konzentrieren und das bedeutet, Fragen zu stellen über den Lehrplan, das Kollegium und unsere Vorstellung von Intelligenz. Unterrichten ist nicht neutral, es ist ein politischer Akt.

Wie reagieren Ihre Studierenden darauf, wenn Sie sie mit ihren unterbewussten Vorurteilen konfrontieren?

In meinem Kurs sprachen wir über rassistische Machtstrukturen und manche reagierten allergisch, wenn ich über die dominante Kultur spreche. Am Ende des Semesters schrieb mir eine Studentin. Sie fühlte sich angegriffen, weil ich vom Weiß-Sein als die dominante Kultur sprach. Auch das geht auf die Idee von Farbenblindheit zurück. Euch wird beigebracht, dass alle gleich sind und das stimmt, unter dem Gesetz sind wir gleich, aber wir kommen unterschiedlich in den Klassenraum. Dabei ist das Schulsystem ein Ort, an dem Herkunft eigentlich keine Rolle spielen sollte. In Wirklichkeit verstärkt es aber die Trennung.

Wie sieht die Segregation in Heidelberg aus? Wie spiegelt sie sich an den Schulen wider?

Es reicht schon aus, den Aufbau der Stadt etwas näher zu betrachten. Studierende, die beispielsweise in Bergheim wohnen, kommen meist aus Familien der mittleren oder oberen Schicht. Bei Wohnorten wie Emmertsgrund ist das nicht so.

Ein ähnliches Problem sieht man, wenn man an ein beliebiges Gymnasium geht und fast nur Weiße Schüler zu Gesicht bekommt. Nicht-Weiße Schüler fallen da auf, sind komisch. Auf diese Weise wird sowohl nicht-Weißen Kindern als auch Lehrern zu verstehen gegeben, dass sie nicht auf das Gymnasium gehören. Eine Frage an euch: Von wie vielen PoC wurdet ihr auf euren Schulen unterrichtet?

Von keinen…

Wie viele eurer Mitschüler auf dem Gymnasium waren PoC?

Zwei vielleicht.

Wo sind die anderen wohl hingekommen? Das ist das Problem. Weiße haben sowohl in der Schule als auch an der Uni zu wenig Kontakt zu Menschen mit einem anderen kulturellen oder religiösen Hintergrund. Es wird ihnen antrainiert, in Strukturen einer „Weißen Tradition” zu denken. Wenn Weiße einen Klassenraum betreten, so kann es in dieser Hinsicht nur normal sein, dass PoC ihnen fremd sind und letztere von ihnen ausgegrenzt werden.

Wir leben in einer segregierten Gesellschaft. Ihr braucht euch einfach nur ins Gedächtnis zu rufen, mit wie vielen PoC ihr aufgewachsen seid.

Weiße Menschen werden oft darauf hingewiesen, dass sie das Privileg, gehört zu werden, nutzen sollen, um auf Rassismus aufmerksam zu machen. Gleichzeitig sollten sie sich selbst allerdings auch nicht in den Mittelpunkt der Konversation stellen. Wie kann das gelingen?

Das ist ein sehr guter Punkt. Ich denke, dass wir als PoC besser verstehen, wie es sich anfühlt, Rassismuserfahrungen zu machen. Weiße Menschen wissen nicht, was Rassismus ist, sie sehen ihn nicht, weil sie nie diskriminiert worden sind, für sie ist er etwas Fremdes. Würdet ihr sagen, dass ihr persönlich schon mal eine Rassismuserfahrung gemacht habt?

Sacher: Nein.
Fröhlich: Ja, meine Eltern kommen aus der ehemaligen Sowjetunion, darüber wurden in der Schule öfter Mal Kommentare gemacht.

Rassismus ist aber keine Tat gegen eine einzelne Person per se, es ist ein systemisches Problem. Auch wenn es hart ist, dass du diese diskriminierende Erfahrung machen musstest, fällst du trotzdem nicht auf – sobald du in ein anderes Umfeld kommst, gehst du als Norm durch. Eine Schwarze Person hat diesen Luxus nicht – egal, wo sie ist, sie sticht heraus.

Wenn jemand wie Akala (afrobritischer Rapper und Journalist, Anm. d. Red.) an einer Universität lehrt, wird er respektiert, aber sobald er sie verlässt, wird er von der Polizei aufgehalten, weil sie denken, dass er ein Drogendealer oder sonst was ist. Dass er ein gebildeter Mann ist, zählt dabei nicht. Allein die Tatsache, dass er Schwarz ist, verfolgt ihn.

Was das Sich-Aussprechen gegen Rassismus betrifft, so denke ich, dass die Geschichten von Menschen, die diese Erfahrungen gemacht haben, von ihnen selbst, nicht aus einem Weißen Blickwinkel, erzählt werden sollten. Jedoch ist es auch wichtig, dass Weiße Menschen, die ihre Privilegien erkennen, aufstehen und darüber sprechen, inwiefern sie von ihnen profitieren und wo sie an sich selbst bestimmte, auch unbewusste, Vorurteile und Biases erkennen.



Foto: nni

Amarachi Igboegwu im Interview mit dem *ruprecht*

Wie können wir diese unbewussten Vorurteile an uns selbst erkennen und sie bekämpfen?

Wir müssen verstehen, dass alles, was wir sehen und was wir hören, unsere Perspektive formt. Wer etwas verändern möchte, muss sich also mehr Erfahrungen aussetzen, die diese über Jahre angehäuften Ideen dekonstruieren. Es geht um das Hinterfragen, das kritische Reflektieren darüber, warum wir dieses Buch lesen, warum wir mit dieser bestimmten Person sprechen. Wenn wir Angst vor etwas haben, warum wir diese Angst haben. Einfach darum, die Frage nach dem Warum zu stellen. Es geht um Kontakt, Erkunden, das Verlassen der eigenen Komfortzone – aktives Arbeiten an der kritischen Selbstreflektion.

In den letzten Monaten wurde das Thema Rassismus im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung nun auch in Deutschland vermehrt öffentlich diskutiert. Denken Sie, dass wir hier in Deutschland mit denselben Problemen kämpfen wie in den USA?

Black Lives Matter ist eine Bewegung, bei der es primär um Rassismus gegen Schwarze Menschen geht. Ich denke, deshalb findet sie nun überall auf der Welt Zustimmung: Wo auch immer Schwarze Minderheiten leben, haben sie mit denselben Problemen, derselben Machtlosigkeit zu kämpfen. Hier in Heidelberg etwa ist es für uns sehr schwierig, eine Wohnung zu finden. Als ich zeitgleich mit einem Weißen Bekannten aus den USA hergezogen bin, haben wir uns um dieselbe Wohnung beworben. Er wurde zu einer Besichtigung eingeladen, mir wurde gesagt, dass die Wohnung bereits vergeben wäre. Deshalb sagen Afrodeutsche, dass wir aufhören müssen, mit dem Finger auf die USA zu deuten, schließlich erleben wir auch hier jeden Tag Rassismus und Mikroaggressionen. Deutschland ist übrigens auch das einzige Land, in dem ich je N**** genannt wurde. Das war schockierend für mich, genauso wie als ich am Bahnhof von jemandem für seine persönliche Putzfrau gehalten wurde. Als ich ihn auf die Verwechslung hinwies, fragte er mich, ob ich trotzdem für ihn putzen möchte. Das ist einfach eine weitere Mikroaggression, die auf Vorurteilen beruht.

Haben Sie Hoffnung, dass diese Aufmerksamkeit für Black Lives Matter nicht mit der nächsten großen Schlagzeile verschwindet?

Ich muss Hoffnung haben. Wir sollten alle weiter Hoffnung haben, denn wenn wir sie verlieren, sind wir erledigt. Wir dürfen unseren Aktivismus nicht auf Demonstrationen und Hashtags beschränken, weil das einfach nicht viel bringt. Wir müssen alle zu Aktivisten werden und andere zur Verantwortung ziehen. Nur so entsteht ein Systemwandel. Wir müssen unser Bildungswesen, unsere Professoren und Professorinnen, die Filmindustrie und so viele mehr zur Rede stellen. Egal wer du bist und woher du kommst, tu, was du kannst, um die White Supremacy zu bekämpfen.

Was müsste passieren, damit anhaltende Veränderungen erreicht werden?

Lasst uns bitte aufhören mit Projekten wie der „Woche gegen Rassismus“. Da reden wir ein paar Tage über Rassismus, aber es tut mir leid, das Problem endet nicht nach ein, zwei Wochen. Obwohl ich selbst mal daran teilgenommen habe, denke ich, dass die Herangehensweise falsch ist. Diese Arbeit ist dekorativ, aber sie bewirkt nicht wirklich viel. Ich denke sogar, dass sie Rassismus reproduziert. Wir brauchen keine „Woche gegen Rassismus“, wir brauchen ein Heidelberg ohne Rassismus. Wir müssen uns aktiv mit dem Thema auseinandersetzen – und zwar nicht nur ein, zwei Wochen lang, sondern dauerhaft. Das heißt, wir müssen uns die Personalentscheidungen für wichtige Positionen ansehen. Wenn es in Heidelberg einen bestimmten Anteil an PoC, an behinderten Menschen oder Mitgliedern der LGBTQI-Community gibt, dann sollten wir diesen auch repräsentiert sehen. Demokratie ist Repräsentation.



Linda Fröhlich (21)
und Carina Sacher (19)
sind Weißer als das Papier, auf dem diese Zeitung gedruckt wird.
Transkript und Übersetzung:
Kaoutar Haddouti (20)

Gegendarstellung

Bezüglich des Artikels „Ist Mobbing subjektiv?“ aus der Ausgabe 184 des *ruprecht*

Im Beitrag „Ist Mobbing subjektiv?“ von Svenja Schlicht (auch online veröffentlicht) steht: „Unter Studierenden ist sie (Lena Kunz, Anm.) bekannt dafür, sehr komplizierte Aufgaben zu stellen, um diese in Fachzeitschriften zu veröffentlichen.“

Richtig ist: Bei manchen Studierenden ist Lena Kunz bekannt dafür, sehr anspruchsvolle Aufgaben zu stellen. Diese Studierende glauben offenbar, die Klausuren seien nur deshalb kompliziert, weil Lena Kunz sie in Fachzeitschriften veröffentlichen wolle. Im Staatsexamen sind die Klausuren aber ebenso kompliziert, und die – fachübliche – Publikation dient der Übung aller Examenskandidat*innen.

Von Dr. Lena Kunz, LL.M. (UChicago)

Hochschule in Kürze

Semesterticket für ganz BaWü
Nach einem Beschluss des baden-württembergischen Verkehrsministeriums dürfen zwischen dem 31. Juli und dem 13. September alle Job- oder Semesterticketbesitzer*innen sowie Jahresabonnent*innen im ÖPNV über den eigentlichen Geltungsbereich ihres Tickets hinaus kostenlos Stadt- und Straßenbahnen, Busse und alle Nahverkehrszüge nutzen. Kinder bis zu 14 Jahren können in Begleitung Erwachsener kostenlos mitfahren. **(stw)**

Marktwert eines Denkers

Wie werden Studierenden der Geisteswissenschaften Berufsperspektiven vermittelt? Wir haben mit Zuständigen von drei geisteswissenschaftlichen Seminaren der Universität Heidelberg gesprochen

Es ist ein offenes Geheimnis: Geisteswissenschaftler*innen wissen oft nicht, was sie später einmal beruflich machen wollen. Und auch das Stereotyp des taxifahrenden Germanisten hält sich hartnäckig. Dabei kann es gleich zu Anfang entkräftet werden: Laut einer Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft arbeiten nur 0,12 Prozent aller Akademiker*innen als Taxifahrer*innen. Und trotzdem bestätigen die befragten wissenschaftlichen Mitarbeitenden: Der Anteil der Studienbeginner*innen, die zum einen noch kein berufliches Ziel vor Augen haben, zum anderen aber auch gar nicht wissen, welche Türen ihnen mit ihrem Fach später offenstehen, ist signifikant. Es fängt schon in der Schule an: Während Firmen aus dem MINT-Bereich sich gerne für Exkursionen und Orientierungs-Messen zur Verfügung stellen, gehen an einem geisteswissenschaftlichen Studium Interessierte oft leer aus, oder werden von Erziehenden mit generischen Antworten abgespeist.

Wie sieht Berufsorientierung an den geisteswissenschaftlichen Instituten der Uni Heidelberg aus? Fragt man Martina Engelbrecht und Giulio Pagonis vom Institut für Deutsch als Fremdsprache (IDF), heißt es, man könne eine professionelle Berufsberatung nicht ersetzen, nur ein Zusatzangebot schaffen. Man verstehe aber den Wunsch nach speziell fachbezogener Berufsinformation. Auch Tina Theobald vom Germanistischen Seminar (GS) kennt diesen Wunsch und findet, es sollte stärker in der Zuständigkeit der Fachbereiche liegen, über berufliche Perspektiven aufzuklären. Für sie ist klar: „Gerade die Dozierenden haben nicht selten vielfältige Kontakte, und somit einen guten Blick dafür, welche beruflichen Wege man nach dem Studium einschlagen kann. Auch sollten sie gut einschätzen können, welche praxisrelevanten Kenntnisse in Praktika, Volontariaten oder Nebenjobs noch gefördert werden sollten.“ Am Historischen Seminar (HS) ist man stolz darauf, mit dem hauseigenen Career Service, der nach eigener Aussage ein breites Angebot anbietet, auf den Bedarf reagiert zu haben.

Wenn man sich durch die Angebote der anderen Institute, wie dem der Kunstgeschichte, der Soziologie oder Slavistik klickt, fällt übergreifend Eines auf: Zu oft landet man bei einem „Seite nicht mehr verfügbar“. Die Angebote sind teils schlecht gepflegt – bei einigen Initiativen ist der letzte Eintrag von 2014. Das könnte mit einem Umstand zusammenhängen, den auch Tina Theobald kennt: Am GS wurde 2007 die aus Studiengebühren finanzierte Studiendozentur „GiG – Germanisten in der Gesellschaft“ als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis eingeführt. Nach der Abschaffung der Gebühren 2012 wurde GiG zurückgefahren und mittlerweile fordert das Seminar, jegliche Aktivitäten einzustellen. Im Rahmen der Initiative hatte Theobald ein Netzwerk aus Alumni und regionalen Unternehmen aufgebaut, über das bis heute Stellenangebote bereitgestellt werden. In einem Punkt sind sich alle Befragten einig: Bedarf für Berufsorientierung ist vorhanden – „denn die Studierenden haben meist keinen genauen Überblick“, so Theobald. Viele denken an „irgendwas mit Medien“ und lernen dann doch andere interessante Bereiche kennen. Dass auch zum Ende des Studiums bei Einigen noch Unsicherheit darüber herrscht, was sie genau mit ihrem Studium anfangen können, ist problematisch, „da es sinnvoll ist, früh verschiedene Bereiche kennenzulernen, um besser in die Berufswelt starten zu können“. Sowohl Engelbrecht und Pagonis als auch Renghart berichten, dass sich das Bewusstsein über berufliche Aussichten im Laufe des Studiums immerhin steigert. „Gegen Ende des Studiums haben viele unserer Studierenden mindestens ein Praktikum absolviert“, heißt es vom IDF.



Foto: Unsplash.com, Marc Kleen

Sieht so unsere berufliche Zukunft aus?

Laut Renghart hilft auch der „Austausch mit Lehrenden und anderen Studierenden“ über Orientierungslosigkeit hinweg. „Gerade aber alternative Karrierewege sind oft unbekannt. Tätigkeiten in Unternehmen, politischen Netzwerken oder in den vielfältigen Nichtregierungsorganisationen müssen aufgezeigt werden.“ Schätzen die Studierenden ihren Marktwert eigentlich realistisch ein? Theobald erklärt das Dilemma: „Je weniger sie sich mit beruflichen Möglichkeiten auseinandergesetzt haben, desto weniger haben sie sich auch ihre ‚praxisrelevanten‘ Fähigkeiten vergegenwärtigt. Hinzu kommen Stimmen von außen, die durchscheinen lassen, dass der Marktwert eines Geisteswissenschaftlers nicht sonderlich hoch sei. Was so im Übrigen nicht richtig ist.“

Renghart bestätigt: Geisteswissenschaftler*innen leiden unter „chronischer Selbstunterschätzung und sind sich ihrer Stärken im Vergleich zu anderen Absolventen nicht bewusst. Häufig ist nicht klar, welchen Wert es hat, Gedankenzusammenhänge sicher herzustellen, Überblicke zu schaffen und anschaulich zu präsentieren. Hier liegt noch viel Arbeit vor uns.“ **(las)**

ANZEIGE



Holpriger Start für Corona-Hilfen

Seit etwa einem Monat können Studierende die Corona-Soforthilfe beantragen. Dabei kam es zu vielen Problemen. Eine Zwischenbilanz

Wie enttäuschend die Ankündigung der Corona-Soforthilfen für viele Studierende war, so enttäuschend fiel auch deren Umsetzung aus. Der *ruprecht* berichtete in seiner Online-Ausgabe im Mai, welche Probleme das Paket mit sich bringt.

Ein großer Kritikpunkt der Opposition war die geringe Höhe der Finanzspritze sowie die befristete Zinsfreiheit. Auch, dass der Großteil nur als Kredit vergeben wird, missfiel kommunalen Politiker*innen der Linken und FDP. Damals geplant und nun umgesetzt hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung eine Ausweitung der Studienkredite der Kreditanstalt für Wiederaufbau sowie eine Nothilfe, die nicht zurückgezahlt werden müssen. Jetzt, wo Studierende die Nothilfe von 500 Euro beantragen konnten, häufen sich die Beschwerden. Antragsteller*innen beklagen sich vor allem über hohe bürokratische Hürden. Anders als beim Beantragen des Bafögs sei es nach Aussagen verschiedener Studierender nicht möglich, einen formal fehlerhaften Antrag noch zu retten. Wie bei einer Heidelberger Studentin*, die ein falsches PDF-Format hochgeladen hat. Zudem würde keine Begründung für einen negativen Bescheid genannt. In seiner Pressemitteilung schreibt der freie Zusammenschluss von Student*innenschaften (fzs), „vollständige Anträge würden massenhaft und teils automatisch abgelehnt, Begründungen blieben aus“. Er berichtet auch, dass an den ersten Tagen durch einen Software-Fehler fälschlicherweise einige Anträge abgelehnt wurden. Einen neuen Antrag können Betroffene nach einem Monat wieder stellen. Die Hilfen wird es nur im Juni, Juli und August geben.



Foto: nni

Studierende hoffen auf Hilfe des Landes

Für Unverständnis sorgt auch die Regelung, unter der nur je die Differenz des Kontostandes zu 500 Euro ausgezahlt wird. Wer zum Zeitpunkt der Auszahlung beispielsweise 200 Euro auf dem Konto hat, erhält höchstens 300 Euro. Wer über 600 Euro angespart hat, erhält keine Unterstützung. Amanda Steinmaus aus dem Vorstand des fzs kritisiert dies in einer Pressemitteilung scharf: „Dabei ist der Fonds ein einziger Witz: Wer beispielsweise nur 400 Euro auf dem Konto hat, bekommt nun zum Trost einen Hunderter spendiert. Das hilft niemandem.“

In der Zwischenbilanz verzeichnet das Deutsche Studentenwerk (DSW) laut seiner Pressemitteilung 110 000 gestellte Anträge bei den insgesamt 57 Studierendenwerken in Deutschland. Zwei Drittel wurden bereits bearbeitet, die Hälfte der Antragsteller*innen hat einen positiven Bescheid erhalten. „Es ist nicht hoch genug zu bewerten, mit welcher Geschwindigkeit die Studenten- und Studierendenwerke den Antragsberg abarbeiten, damit die Überbrückungshilfe fließen kann. Zugleich legen sie eine hohe Sorgfalt an den Tag im Bewusstsein und mit der Verantwortung, dass hier Steuergelder ausgeschüttet werden“, erklärt der DSW-Generalsekretär Achim Meyer auf der Heyde in der Pressemitteilung. Er rät dazu, „dass sich die Studierenden vorab gut informieren, etwa über die bereitgestellten Online-FAQs und die technischen Hinweise“. **(xmi)**

**Name ist der Redaktion bekannt*

Feminismus braucht Aktivismus

Zwei Philosophiestudentinnen wehren sich gegen männlich dominierte Strukturen an ihrer Fakultät und gründen einen feministischen Lesekreis. Der *ruprecht* sprach mit den beiden über selektive Bildung an der Uni

Ihr habt letztes Semester einen Lesekreis an der Philosophischen Fakultät gegründet. Zuerst über „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir, dieses Semester über Philosophinnen in der Philosophiegeschichte. Wie seid ihr dazu gekommen?

Heide: Ich hatte „Das andere Geschlecht“ zuhause und war begeistert davon. Außerdem hatten wir uns über Sartre aufgeregt.

Charlotte: Ich hatte die Einleitung gelesen und dachte: Warum liest das niemand? Wir sind doch an der Philosophischen Fakultät, dann mache ich eben selbst einen Lesezirkel.

Warum ist Feminismus so ein wichtiges Thema?

Heide: Es gibt denkende Frauen, Philosophinnen, aber die werden totgeschwiegen. Wir versuchen, dagegen etwas zu unternehmen.

Charlotte: Das Totschweigen ist ein Symptom der männlich dominierten Strukturen an der Uni. Die ganze Gesprächsatmosphäre im Seminar ist männlich dominiert. Man liest nur männliche Autoren. Immer noch sind Denken und Geist mindestens implizit an Männlichkeit geknüpft.

Wart ihr schon Feministinnen bevor ihr angefangen habt, Philosophie zu studieren?

Charlotte: Als ich anfing Philosophie zu studieren, war ich sehr jung. Da war ich keine Feministin. Ich bin im Studium erst politisch geworden. Aber dann hat es nochmal gedauert, bis ich wirklich ein explizit feministisches Bewusstsein entwickelt habe. Aber mein Feminismus kommt dabei aus einer oppositionellen Haltung zu der an der Uni gelebten.

Heide: Ich bin viel älter und immer wieder geflasht, dass Vieles immer noch wie vor 50 Jahren ist. Das bringt mich dazu, aktiv etwas unternehmen zu wollen. Der Überzeugung, dass, wie Simone de Beauvoir sagt, alles anerzogen sei, war ich schon lange. Aber die Spülmaschine räumt sich nicht aufgrund von dieser Haltung aus.

Welches Klischee über Feminist*innen stimmt nicht?

Charlotte: Dass sie sexuell frustriert sind. Sie sind im Gegenteil bemüht, sich mit ihrer Sexualität zu beschäftigen, sie auszuleben. Es stimmt nicht, dass hässliche Frauen Feministinnen werden, weil sie nicht begehrt werden. Ich kenne so viele, so hübsche Frauen, die deshalb Feministinnen sind, weil sie so oft belästigt wurden.



Foto: nni

Heide und Charlotte wollen mehr Feminismus an die Uni bringen

Welches Klischee über Feminist*innen stimmt?

Heide: Ich persönlich kenne keinen feministischen Mann. Wenn Männer es nicht gut finden, dass Frauen geschlagen werden, denken sie, sie wären Feministen. Das reicht bei Weitem nicht. Es gibt noch andere Arten von Gewalt. Zum Beispiel, einer Frau nicht zuzuhören oder der Frau eine gewisse Rolle zuzuordnen.

Woran erkennt man einen Feministen?

Charlotte: Wenn jemand in frauenfeindlichen Situationen, die wir als die Normalität sehen, den Mund aufmacht. Feminismus ist auch Aktivismus. Auch im Alltag.

Wer besucht den Lesekreis? Auch Männer?

Charlotte: Wir sind 20 Leute, ein Viertel davon sind Männer.

Heide: Interessierte Studierende. Viele hören nur zu und beteiligen sich nicht am Gespräch. Keine kriegerischen Feministinnen.

Charlotte: Gibt es schon auch. Alles ist dabei.

Und woran liegt es, dass manche sich nicht trauen, sich zu äußern?

Heide: Das sind häufig Frauen. Junge Männer hingegen denken oft: Die ganze Welt freut sich wahnsinnig, wenn ich jetzt meine Gedanken, die völlig abschweifen, allen Anwesenden mitteile.

Wie war die Rückmeldung der Studierenden?

Charlotte: Für viele war es ein geschützter Raum, wo sie Gedanken äußern konnten, die sie sonst nicht sagen würden. Teilweise nicht mal im Freundeskreis. Das Verlangen nach feministischen Themen an der Uni ist sehr groß.

Inwieweit hat euch der Lesekreis selbst verändert?

Charlotte: Für mich war es eine neue Erfahrung, mal in der leitenden Position zu sein. Das hat mich sehr gestärkt in meinem Selbstbewusstsein. Es hat mich auch feministisch gestärkt, weil ich dann Leute um mich haben konnte, die diese Themen wichtig finden.

Welche weiteren Pläne habt ihr bezogen auf den feministischen Lesekreis?

Heide: Nächstes Semester wollen wir wieder einen machen.

Charlotte: Auf jeden Fall was Feministisches. Es wird auch ein Proseminar „Einführung in die feministische Philosophie“ geben, finanziert durch Qualitätssicherungsmittel, das die Fachschaft organisiert hat. Von Seiten der Lehrenden kriegt man nichts. In den ganzen Jahren, die ich hier studiert habe, gab es einen einzigen feministischen Kurs, von einer amerikanischen Doktorandin zu Judith Butler. Es gibt feministische Philosophie, aber sie wird einfach nicht gelehrt. Diese selektive Bildung kann nur politische Gründe haben.

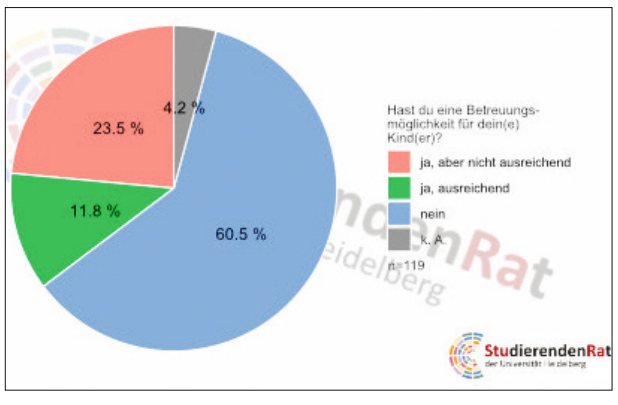
Heide: Zu jeder Epoche gibt es bekannte Schriften von Frauen. Man scheint aber immer noch zu meinen, das sei minderwertig. Die Dozenten meinen, sie sind völlig unschuldig daran. Viele denken bestimmt, sie seien Feministen. Machen aber nichts.

Das Gespräch führte Ruth Fuentes

Mehr Aufwand für Studis

Der StuRa veröffentlicht erste Vorabergebnisse der Corona-Umfrage. Eine Auswertung

Das Coronavirus hat den gesamten Universitätsbetrieb des Sommersemesters lahm gelegt. Das wirkt sich natürlich auch auf das Studium der einzelnen Studierenden aus. Wie genau, das hat der Heidelberger Studierendenrat jetzt in einer Umfrage untersucht. Laut eigenen Angaben haben insgesamt über 4700 Studierende an der gesamten Umfrage oder Teilkategorien teilgenommen. Es gab Fragen zur Lehre, zum Aufwand des Studiums, zum Gesundheitszustand der Studierenden, der Situation internationaler Studierender und den Umständen von Studierenden mit Kind(ern).



Die vorläufigen Ergebnisse der Corona-Umfrage sind da

Am gravierendsten fielen hierbei wohl die vorläufigen Ergebnisse zur Kinderbetreuungssituation aus. Von 119 Studierenden mit Kindern sagten 60,5 Prozent, es gebe keine Betreuungsmöglichkeit. 23,5 Prozent antworteten mit „Ja, aber nicht ausreichend“ auf die Frage nach Betreuungsmöglichkeiten. Lediglich 11,8 Prozent gaben an, ausreichend Betreuungsmöglichkeiten für ihre Kinder zu haben. Auf die Frage, ob man finanzielle Untersützung erhalte, falls man sein Kind selbst betreuen müsse und nicht arbeiten könne, antworteten von 100 befragten Personen 61,7 Prozent mit „Nein“, 21,3 Prozent mit „Ja“ und 17 Prozent mit „Ja, aber nicht ausreichend.“

Der Aufwand für die besuchten Studiumsveranstaltungen im Allgemeinen bewerten 22,7 Prozent der 3628 befragten Studierenden „deutlich höher“ und 39,1 Prozent „etwas höher“ als in „normalen“ Semestern. 24,6 Prozent fanden ihn „gleich“, lediglich 1,4 Prozent fanden ihn „deutlich niedriger“ und 9,4 Prozent „etwas niedriger“. 2,8 Prozent machten keine Angaben.

Positiv fielen die Ergebnisse der Umfrage zum allgemeinen Gesundheitszustand der Studierenden aus: Von 4254 Befragten gaben 24,8 Prozent an, dass ihr Gesundheitszustand „sehr gut“ sei. 40,9 Prozent bewerteten ihn als „gut“, 24,3 Prozent als „okay“. 8,1 Prozent gaben „nicht so gut“ an, lediglich 1,6 Prozent „schlecht“. 0,3 Prozent machten keine Angabe. **(stw)**

Den gesamten Fragebogen zur Corona-Umfrage könnt ihr abrufen unter sturahd/umfrage.de

ANZEIGE



7 Tage...

Männer mitmeinen

Die letzten sieben Tage habe ich in meinem täglichen Sprachgebrauch nur das generische Femininum verwendet. Das bedeutet, bei allen Wörtern, die ein Geschlecht haben, konsequent nur die weibliche Form zu verwenden.

Weil ich seit einiger Zeit beim Sprechen versuche, beide Geschlechter des Wortes zu nennen, dachte ich, das sei keine große Umstellung. Gerade in den ersten Tagen habe ich aber gemerkt, dass ich häufig aus Versehen die männliche Form nutzte und mich dann verbessern musste. Ich habe festgestellt, dass ich durch das generische Femininum mehr auf das Geschlecht der Wörter achtete. Sagte ich vorher „Autor“ oder „Student“, ist mir das nicht aufgefallen. Jetzt habe ich beim Sprechen gemerkt, dass ich den Wörtern bewusst das weibliche Geschlecht gebe und zwar aufgrund meiner eigenen Entscheidung. Dadurch wurde mir klar, dass wir uns beim Sprechen regelmäßig unbewusst für die männliche Form entscheiden, dies aber keineswegs ein Muss ist oder sprachlich nicht anders geht.

Auch die Sprache anderer Menschen fiel mir auf. Obwohl viele meiner FreundInnen sich selbst als feministisch bezeichnen, benutzen sie, wie ich auch, oft das generische Maskulinum in ihrer Sprache. Das ist mir vorher nie so aufgefallen. Ich finde es erschreckend, wie oft wir über Personengruppen nur in der männlichen Form sprechen. Sprache hat einen großen Einfluss auf Bewusstsein und Wahrnehmung und wir nutzen sie, um unsere Realität zu beschrei-

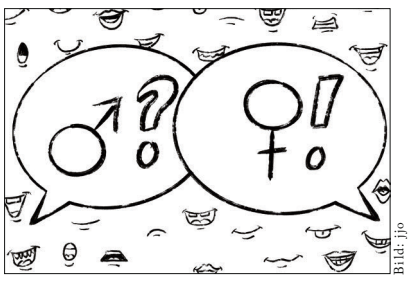


Bild: jjo

ben. Wenn wir sie nur als männlich beschreiben, was macht das dann mit unserer Wahrnehmung?

Wenn ich bewusst von „Lehrerinnen“ und „Ärztinnen“ gesprochen habe, obwohl ich alle Geschlechter meinte, hatte ich immer ein Bild von Frauen vor Augen, wogegen ich bei „Arzt“ und „Lehrer“ keinen Mann vor mir sehe. Ich war die maskuline Form gewohnt und das wurde mir erst durch die konsequent feminine Form klar.

Ich habe auch im Internet die weibliche Form verwendet. Bei der Google-Suche mit dem Stichwort „Augenärztinnen“ ist nicht sofort die übliche Kartenanzeige aufgetaucht, bei der Suche nach „Augenärzte“ aber schon. Das ist keine Überraschung. Man kann annehmen, dass eine generisch maskuline Ausdrucksweise im Internet weitergeführt wird.

Ich habe mich im Verlauf der sieben Tage an das generische Femininum gewöhnt und mich seltener korrigieren müssen. Das hat mir gezeigt, was ich erwartet hatte: Nämlich, dass jede von uns neue Gewohnheiten entwickeln kann und wir nur ein bisschen Disziplin und Aufmerksamkeit brauchen, um unser Verhalten zu ändern. Die Ausrede, dass bestimmte Ausdrucksweisen ja schon seit langer Zeit in unserer Sprache verankert seien, und man das nicht ändern könne, gilt nicht. Gendern und weibliche Formen sind für mich legitime Arten, Sprache weiterzuentwickeln und unsere Lebensrealität abzubilden.

Nach sieben Tagen generischen Femininums werde ich dennoch lieber weiterhin gendern. Dabei werden alle Geschlechter und nicht nur das männliche und weibliche einbezogen, was mir inklusiver erscheint. **(lhm)**

Our Dirty Hobby

Der Konsum von Pornos und seine potenziellen Konsequenzen werden öffentlich kaum diskutiert. Es ist Zeit, das zu ändern

Es sind nur ein paar Klicks. Browser auf, Suchbegriff rein, Enter. Binnen weniger Sekunden taucht Lucy Cat, die beliebteste Pornodarstellerin der Deutschen, auf dem Bildschirm auf. Lucy lädt zur „Arschfickparty“.

Onlinepornographie ist anonym, leicht verfügbar, gratis. Der Markt boomt. Die Umsatzzahlen der Branche steigen von Jahr zu Jahr, so wie auch die Zahl der Konsument*innen der größten Sexplattformen *MyDirtyHobby*, *PornHub* und *YouPorn*.

Der Jahresbericht von *PornHub* liest sich wie eine Gesellschaftsstudie. Deutschland gehört zu den weltweiten Spitzenreitern der Porno-Konsument*innen. Die Deutschen stehen scheinbar auf „Anal“ (die meist geklickte Kategorie) und „Pissing“ (nach diesem Stichwort wurde im Vergleich zu anderen Ländern 117 Prozent öfter gesucht). Statistiken und Studien gewähren einen aufschlussreichen Einblick in das, worüber in unserer vermeintlich aufgeklärten Bevölkerung größtenteils geschwiegen wird. Alle machen's, niemand spricht es aus. Liebe*r Pornokonsument*in, lass uns drüber reden.

Der Konsum von Pornos wirkt sich auf unseren sexuellen Alltag aus. Sexualität wird zum Konsumgut: schneller, besser, weiter. Mit immer jüngeren, strafferen, schöneren Körpern und immer pralleren, größeren, längeren Geschlechtsteilen. Studien belegen, dass Heranwachsende mittlerweile schon im präpubertären Alter in Kontakt mit Pornographie kommen. Im Zusammenspiel mit der nach wie vor mangelhaften sexuellen Aufklärung in der Schule und in vielen Elternhäusern entwickeln sich Normalitätsvorstellungen und Erwartungen basierend auf den Sexfilmen – fernab der Realität. Wenn der Pornokonsum die Sexualaufklärung ersetzt, wird der Sex auf den Bildschirmen als die geltende Norm interpretiert: „So geht das also, so muss es wohl ablaufen…“ In der Mehrzahl der Pornos sind Schönheitsideale allgegenwärtig und erwecken in vielen Konsument*innen eine tiefsitzende Unsicherheit, da sie ihren Körper mit den Körpern auf dem Bildschirm vergleichen. Mit der Verbreitung von Pornographie hat auch die Anzahl an schönheitschirurgischen Eingriffen im Intimbereich wie beispielsweise die Schamlippenverkleinerung zugenommen. Intimrasur und sexuelle Praktiken wie Analverkehr sind heute im realen Leben viel gängiger als noch vor einigen Jahren. Es wird sich am Film orientiert und das oftmals konträr zur eigenen Lust. Die persönlichen sexuellen Entdeckungen sind vom Gesehenen überschattet und lassen keine unbefangenen Erfahrungen zu.

Die Mehrzahl der Mainstream-Pornos vermittelt ein Geschlechterverhältnis, in dem die Frau devot und gefügig, der Mann mächtig und bestimmend agiert. Die Frau als Objekt, der Mann als Akteur. In einer Studie zu „Gender, Race and Aggression in Pornography“ wurden 172 frei verfügbare Internet-Pornos ausgewertet. 43 Prozent der Videos enthielten sichtbare physische Aggression gegen Frauen. Dazu gehörten Knebelung, gewaltvolle vaginale Penetration, Prügel oder grobe Handhabung. Andere Praktiken wie das Ejakulieren ins Gesicht oder in den Mund, die ohne Einverständnis degradierend sind, waren ebenso üblich.

Pornos werden noch immer größtenteils von Männern für Männer



Bild: jjo

Pornos verzerren das Frauenbild der Konsument*innen

gemacht. Die männliche Lustbefriedigung steht im Mittelpunkt und der sogenannte *male gaze*, also die Darstellung aus männlicher Perspektive, ist omnipräsent. Lediglich ein Viertel aller *PornHub*-Nutzer*innen 2019 in Deutschland war weiblich. Zwar gibt es mittlerweile einen wachsenden Markt für sogenannte feministische Pornos, in denen Frauen nicht Objekte, sondern aktive Akteurinnen sind. Aber: Die Porno-Kategorie *Feminist* ist nicht gleich feministisch. Die Kulturwissenschaftlerin Madita Oeming, die aktuell zu Pornosucht promoviert, sagt in einem Interview mit *ze.tt*, feministische Pornos vermittelten den Eindruck, dass Frauen grundsätzlich etwas Anderes (sehen) wollen als Männer und dass alle Frauen das Gleiche wollen. Das seien sexistische Annahmen. „Gern geht es in der öffentlichen Unterhaltung darum, dass Frauen angeblich Romantik und Geschichten und Zärtlichkeit im Porno wollen. Das verstärkt Gender-stereotype, statt sie aufzubrechen. Es wird oft binär gedacht, heteronormativ und transexklusiv“, sagt sie. Sind wir im Arbeits-, Haushalts- und dem politischen Alltag bis dato weit von einer Ebenbürtigkeit der Geschlechter entfernt, so sind wir es in der Porno-Branche erst recht.

Wenn wir Pornos schauen, wird unser Belohnungssystem angeregt und schüttet Dopamin aus. Der Botenstoff sorgt dafür, dass wir Freude und Zufriedenheit spüren. Dieses Gefühl kann süchtig machen. Wir wollen den Zustand der Euphorie immer wieder aufs Neue erreichen – hat sich ein Handlungsmuster bewährt, wiederholen wir es in der Hoffnung auf erneutes Glücksempfinden.

In einer Studie konnte an Rattenmännchen nachgewiesen werden, dass wiederholter Geschlechtsverkehr mit demselben Weibchen den sexuellen Appetit des Männchens dämpft. Eine gleichbleibend hohe sexuelle Aktivität ist hingegen zu beobachten, wenn immer andere Weibchen angeboten werden. Dieser sogenannte Coolidge-Effekt konnte auch am Menschen gezeigt werden. So wurde beobachtet, dass heterosexuelle Männer, die pornographisches Material mit gleichbleibenden Darstellerinnen konsumieren, schneller, mehr und in höherer Qualität ejakulieren, nachdem eine neue Darstellerin erscheint.

Internetpornos sind in dieser Hinsicht besonders verlockend, da das Neue immer nur einen Klick entfernt ist. Glücksgefühle auf Knopfdruck sozusagen. Auf die Dauer kann die Suche nach dem nächsten „Kick“ jedoch zum Zwang werden. Es kann zu einer Desensibilisierung des Belohnungssystems kommen. Um einen „Sättigungseffekt“ zu erzielen, müssen immer neue und extremere Videos her. Pornokonsument*innen verspüren plötzlich Erregung bei Szenen oder Praktiken, die sie in der Vergangenheit verstörten oder die ihren persönlichen Werten widersprechen. Dieser Prozess des Abstumpfens kann bei Männern, die täglich Pornos konsumieren, in einer habituelle Impotenz müden. Sie fühlen sich im Angesicht eines*einer realen Geschlechtspartners*in überfordert. Vielfach bekommen sie schlicht keine Erektion oder können ohne Pornos nicht zum Orgasmus kommen.

Hinter jeder Sucht (und dem Weg dorthin) steckt eine Sehnsucht. Die Videos können das Gefühl von Nähe und Wertschätzung, den eigentlichen Wert des Geschlechtsaktes, nicht ersetzen. Der Sex mit sich selbst vor dem Bildschirm ist nur ein Abklatsch des Miteinanders, des Zusammenspiels von Geben und Nehmen, das kein Sprint zum eigenen Höhepunkt, sondern ein Eingehen auf den Körper und die Bedürfnisse des anderen ist.

Nicht alle Pornokonsument*innen sind süchtig. Nicht alle sexuellen Beziehungen werden negativ durch Pornos beeinflusst. Doch der Porno als Massenmedium, in dem die brave Hausfrau ständig geil ist, ist überholt, toxisch und in letzter Konsequenz menschenverachtend. **(nsk)**

Daten und Fakten

12%	aller Netzaufrufe in Deutschland führen auf Pornoseiten
30000	Pornoclips werden weltweit pro Sekunde aufgerufen
12,6 Mio. €	Umsatz wird pro Tag mit Internetpornographie gemacht
25%	aller Suchanfragen im Internet sind zu Pornographie
35%	des Internet-Traffics hat pornographischen Ursprung

Quellen: Statista.com, PornHub

Anlaufstellen für Pornosüchtige:
Safer-Surfing e.V., Weißes Kreuz, TeenStar, ERF-Medien e.V.

Quellen und weitere Infos über Pornographie findet ihr in der Onlineversion des Artikels

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de





Fotos: nmi

Ob am Flughafen oder an der Uni: Rassismus begegnet Mona (links) und Amal (rechts) jeden Tag

Wann hört es auf?

Schwarze und People of Color erleben regelmäßig Rassismus. Zwei Heidelberger Studentinnen sprechen über Diskriminierung, Anfeindungen und Racial Profiling

Mona

Bereits vor dem Start am Frankfurter Flughafen wird Mona kontrolliert. Die Beamten durchsuchen das Gepäck der Heidelberger Studentin und nehmen Drogenabstriche, während die vorbeigehenden Passagiere problemlos die Kontrolle umgehen. So eine Durchsuchung hat Mona noch nie erlebt. Sie gewinnt den Eindruck, dass sie die einzige ist, die den strengen Durchsuchungsmaßnahmen während ihres Aufenthalts am Flughafen ausgesetzt ist. Ihr mitreisender Vater wird nicht kontrolliert.

Angekommen am Flughafen in Tel Aviv wird Mona direkt in Polizeigewahrsam genommen. Die Kontrolleurin glaubt ihr nicht, dass es Monas erste Reise nach Israel ist. Die Beamtin begründet die gesonderte Durchsuchung abseits des öffentlichen Flughafenraums mit einem Sicherheitsrisiko. Auch nach mehrmaligem Nachfragen nach dem wahren Grund des Gewahrsams antworten die Kontrolleure routiniert mit „Sicherheitsrisiko“. Mona befindet sich bereits seit drei Stunden im Wartezimmer, ohne Aufklärung über weiteres Vorgehen.

Im Wartezimmer sitzen neben Mona noch einige junge Männer und Frauen mit Migrationshintergrund aus Deutschland. Sie waren schon mehrmals in Israel und haben die Prozedur bereits miterlebt. Sie verraten Mona, dass das Sicherheitspersonal ausschließlich Leute durchsucht und befragt, die nicht wie die üblichen Bürger des Herkunftslandes aussehen und meistens unter 30 sind. Aufgrund ihrer palästinensischen Wurzeln steht Mona unter Generalverdacht. Auch wenn es sich nur um den Besuch der Tante in einem Dorf in der Nähe von Tel Aviv handelt. Der Grund: Junge Palästinenser sollen davon abgehalten werden, nach Israel und Palästina zurückzukehren und es als ihre Heimat zu deklarieren. Die strengen Untersuchungsauflagen für einreisende Palästinenser oder Menschen mit muslimischem Glauben dienen der Abschreckung. Sogar Monas deutscher Pass hat sie nicht vor dem Racial Profiling der israelischen Sicherheitsbehörde geschützt. „Selbst die deutsche Botschaft kann nichts dagegen machen“, berichtet Mona besorgt.

Das Verhör war für Mona schockierend, da sie nicht erwartet hat, dass ihr so etwas als deutsche Staatsbürgerin zustößt. „Meine Tante erzählt mir oft, dass das Zusammenleben zwischen Muslimen, Juden und Christen generell friedlich verläuft.“ Mona wurde aufgrund ihres nahöstlichen Aussehens von der Sicherheitsbehörde in Gewahrsam genommen und musste über sechs Stunden im Aufenthaltsraum warten. „Ich wurde mit sehr unangenehmen Fragen überhäuft. Sie wollten alles über mich und meine Familie wissen, als was und wo wir arbeiten, wo meine Tante lebt und sogar mein Handy durchsuchen. Sie haben mich gefragt, ob ich schwanger sei. Das ging zu weit.“ Ihr Vater ist nach unzähligen Minuten unruhigen Wartens in das Verhörzimmer geplatzt und hat die Sicherheitsbeamten zur Rede gestellt. Letztendlich wurde Mona nach siebeneinhalb quälenden Stunden aus dem Gewahrsam freigelassen. „Ich wurde wie der letzte Dreck behandelt.“ **(vim)**

Amal

Als sie zum Studieren von Frankfurt nach Heidelberg zog, war sie schockiert, wie Weiß Heidelberg ist. Amals Mutter kommt aus Äthiopien und dem Sudan, ihr Vater aus Ägypten. Beim Umzug fragte er sie, was ihr hier auffällt, und sie antwortete: „Es gibt keine Ausländer.“ Vergeblich sieht sie sich im Hörsaal nach Kommiliton*innen um, die Schwarz sind – wie sie. Die eine, die sie findet, wird später eine Freundin.

Bis zu ihrem Abitur lebte Amal in Frankfurt. Dort fühlt sie sich noch immer wohler, weil sie mit ihrer Hautfarbe keine Ausnahme ist. Daher, meint sie, kommt auch die Verwunderung über das Weiße Stadtbild Heidelbergs. Zu Beginn fragte sie sich oft, ob sie nicht die falsche Stadt, das falsche Bundesland zum Studieren gewählt hat. In Frankfurt gehörten Personen mit Migrationshintergrund zum Alltag. In ihrer Klasse gab es vielleicht drei Kinder ohne. Das war ihre Normalität, bis sie nach Heidelberg zog. Anschluss zu finden, stellte sie sich zu Beginn sehr schwierig vor. Sie fand ihn nach einigen Tagen durch eine andere Schwarze Kommilitonin. Mit ihren Braids fühlte Amal sich sehr auffällig, sodass sie ihre Frisur änderte. Sie konnte kaum jemanden finden, der wie sie aussah. Weder unter den Studierenden noch unter den Dozierenden. Doch auch an diesen Umstand konnte sie sich mit der Zeit gewöhnen, sagt sie.

Hier widerfährt Amal vor allem Alltagsrassismus. Beispiele hat sie viele: Ein Betrunkener schrie ihr nachts hinterher, sie sei nicht Deutsch, eine Studentin sagte, ihre Hautfarbe sei schön, weil sie „nicht zu dunkel“ sei. Macht sie darauf aufmerksam, dass eine Aussage rassistisch war und sie verletzt hat, reagieren viele abwehrend und leugnend. „Es wird runtergespielt“, findet sie. Eine ehemalige Freundin behauptete, sie sei nur „wegen der Quote“ an der Uni Heidelberg angenommen worden. Als Amal darauf aufmerksam machte, wie rassistisch und falsch diese Behauptung ist, entgegnete man ihr nur, dass es ja nicht so gemeint sei. Amal betont, dass die Aussagen auch gut gemeint immer noch rassistisch sind.

Durch die Black-Lives-Matter-Bewegung sieht sie sich bestärkt. „Es tut wirklich gut. Man fühlt sich gehört, man fühlt sich verstanden.“ Jetzt sei es akzeptierter, sich gegen Rassismus zu wehren und laut auszusprechen, wenn etwas nicht passt. Dennoch befürchtet sie, dass auch „die andere Seite dadurch angeheizt wird“. Menschen, die sowieso schon rassistisch eingestellt waren, könnten sich darin bestärkt fühlen. Drei Tage nach der Black-Lives-Matter-Demo in Heidelberg wurde sie in einem Zug rassistisch beschimpft. Vor allem, dass niemand eingegriffen hat, enttäuschte sie. Zu Beginn der Rassismusdebatte in Deutschland sah sie nur das Positive, nach diesem Vorfall ist sie sich nicht mehr so sicher.

Von Weißen erwartet sie, sich mit Rassismus zu beschäftigen und sich über afrikanische Länder zu informieren. Es sei respektlos, wenn andere von „afrikanischer Sprache“ oder „afrikanischem Essen“ sprechen. „Und wenn ihnen jemand sagt, dass sie es rassistisch finden, dann ist es rassistisch.“ Zudem solle man eigene Diskriminierungserfahrungen wie Mobbing nicht gegen Rassismus aufwiegen – ihre Hautfarbe, betont sie, hat sie ihr ganzes Leben. **(xmi)**

Last des Online-Semesters

Das digitale Studium kann Studierende psychisch belasten. Der Leiter der Psychosozialen Beratung für Studierende berichtet, wie die Coronakrise die Arbeit der Beratungsstelle verändert hat

Social-Distancing-Einsamkeit, finanzielle Engpässe sowie Arbeitsschwierigkeiten gehören in den vergangenen Monaten für viele Studierende zum Alltag. Inzwischen wurden Kontaktbeschränkungen gelockert und immer mehr Studierende können zu ihren Jobs zurückkehren – von Normalität kann in Zeiten des Online-Semesters aber kaum gesprochen werden. Präsenzveranstaltungen, ein reger Austausch mit Mitstudierenden und somit ein gefühlsechter Uni-Alltag scheinen weit entfernt. Gerade Studierende, die bereits vor der Covid-19-Pandemie mit sozialen Ängsten, depressiven Symptomatiken oder anderen Krankheiten zu kämpfen hatten, stellt das Online-Semester vor eine ernsthafte Herausforderung. Doch benötigen Studierende Unterstützung, sind sie nicht allein – auch in ungewöhnlichen Zeiten.

Wenige Gehminuten vom Bergheimer Campus entfernt befindet sich die Psychosoziale Beratung für Studierende (PBS) des Studierendenwerks. Sie bietet Studierenden in persönlichen Konfliktsituationen Beratung und unterstützt sie bei der Suche nach weiterführenden Hilfsangeboten. Frank-Hagen Hofmann, der Leiter der PBS, berichtet, was die Corona-Situation für die Arbeit der Beratungsstelle bedeutet: „Auch für die PBS sind die vergangenen Monate ungewohnt. Um die Hygienevorschriften einzuhalten, war der Abstimmungsbedarf mit den Klientinnen und Klienten natürlich erhöht. Aber selbstverständlich boten wir weiterhin Beratungsgespräche an, die abseits dieser Abstimmungen mittlerweile wieder normal stattfinden können.“ Dabei habe die PBS zunächst auf Online- sowie Telefonberatung zurückgegriffen. Die Onlineberatung erlaube einen anonymen schriftlichen Austausch zwischen Studierenden und Beratenden. „Die meisten Studierenden, die sich an uns wenden, bevorzugen erfahrungsgemäß aber eine persönliche Beratung vor Ort“, berichtet Hofmann. „Ein persönliches Gespräch hat den Vorteil, dass es mehr Informationen transportiert als der digital vermittelte Kontakt.“



Foto: nmi

Viele Studierende bleiben zu Hause

Dennoch habe die Corona-bedingte Telefon- oder Onlineberatung besser funktioniert als gedacht und bringe ebenfalls Vorteile mit sich. Viele Studierende waren schlicht nicht in Heidelberg und auch abseits davon bevorzugten manche Klientinnen und Klienten eine anonyme Beratung.

Nachfrage habe nämlich auch trotz und wegen des Online-Semesters bestanden und bestehe noch weiterhin. „Das digitale Studium erinnert mit seinen Herausforderungen stellenweise an die Semesterferien. Strukturen fehlen und damit auch Orientierungspunkte im Alltag der Studierenden. Dadurch kann ein Gefühl der Verunsicherung entstehen. Für manche Studierende wird das zu einer großen Herausforderung“, erklärt Hofmann. Allerdings sei – im Gegensatz zu den Semesterferien – der soziale Kontakt zu Mitstudierenden noch immer erschwert. Daneben erlebten viele Studierende durch Jobverluste finanzielle Nöte; ein Phänomen, welches in einem solchen Ausmaß auch für die PBS unbekannt gewesen sei. Doch vor allem bei solchen Anliegen habe in vergangener Zeit viel Unterstützungsbedarf bestanden. „Bei finanziellen Schwierigkeiten und anderweitigen dringenden sozialen Fragen war und ist unsere Sozialberaterin stets vor Ort.“ Auch in dieser neuartigen Zeit standen also ausreichende Beratungskapazitäten bereit. „Insgesamt sind wir sehr froh, dass jederzeit für alle Studierenden eine Kontaktmöglichkeit zur PBS vorhanden war“, resümiert Hofmann. **(alo)**

Kontakt

Termine bei der PBS sind vereinbar unter **06221 543750** oder per E-Mail an **pbs@stw.uni-heidelberg.de**
Online-Beratungsstelle: **www.pbsonline-heidelberg.de**

Heidelberger Notizen

Heidelberger wählen Nachtbürgermeister
Die Wahl für den Posten des Nachtbürgermeisters läuft. Nach einer Onlineabstimmung stellen sich die vier der neunzehn Bewerber, die die meisten Stimmen erhalten haben, am 22. Juli per Livestream vor. Eine Jury bestehend aus Vertretern der Nachtkulturszene, Studierenden und der Anwohnerschaft leitet drei Favoriten an den Gemeinderat weiter. Nach Angaben der Stadt fällt dieser am 8. Oktober eine Entscheidung. Die Stelle des Nachtbürgermeisters wird erstmals vergeben. Er soll den Streit um den Lärm in der Altstadt befrieden und zwischen Anwohnern, Feiernden und Gastronomie vermitteln.

Instagram-Story über Entscheidungen des Gemeinderats
Ab dem 23. Juli werden wichtige Entscheidungen des Gemeinderates auf dem Instagram-Profil der Stadt Heidelberg veröffentlicht. Laut Presseinformationen der Stadt sollen während der Sitzungen Storys erstellt werden, die nach 24 Stunden in den Highlights des Profils gespeichert werden. Auf Instagram folgen der Stadt Heidelberg knapp 6500 Nutzer. Der Gemeinderat ist das wichtigste politische Gremium Heidelbergs und entscheidet über kommunalpolitische Angelegenheiten.

Unterstützung nach häuslicher Gewalt
Im Rahmen des Modellprojekts „GUIDE4YOU“ der EU, sind seit dem 6. Juli zwei „Guides“ im Einsatz. Sie sollen Frauen in Heidelberg, die von häuslicher Gewalt betroffen sind, persönlich unterstützen und sie zu Hilfestellen begleiten. Wie die Stadt mitteilte, werden eine Traumpädagogin und eine Psychologin hinzugezogen, wenn sich eine betroffene Frau bei einer Kontaktstelle meldet, zum Beispiel bei der Polizei. Anschließend sollen die „Guides“ an weitere Hilfestellen vermitteln und die Betroffene bei Bedarf weiter begleiten.

Asiatische Tigermücke hier angekommen
Das Landratsamt des Rhein-Neckar-Kreises warnt vor Stichen der Asiatischen Tigermücke. Über Handelsketten und Fahrzeuge sei die Mücke nach Deutschland gekommen und breite sich langsam aus. Sie kann tropische Krankheitserreger wie Zika-Viren potentiell übertragen. Derzeit sei dieses Risiko gering, doch durch wärmere Jahreszeiten steige die Gefahr. Die Tigermücke ist kleiner als eine 1-Cent-Münze und hat weiße Streifen an Körper und Beinen. Sie steche auch tagsüber und greife Menschen aggressiv an. Seit 2016 wird die Tigermücke in Heidelberg biologisch bekämpft. Wer ein Exemplar entdeckt, soll sich an die Tigermückenbekämpfung der Stadt wenden.

Neuer Podcast mit Kreativen aus Heidelberg
Seit dem 16. Juli erscheint einmal monatlich der Podcast „SPILLOVER“ der Stadt Heidelberg, der die Kreativen-Szene in Heidelberg erkundet. In jeder Folge wird eine Persönlichkeit zu Themen wie Entstehung, Förderung, und Anwendung von Kunst oder Design befragt und vorgestellt. Der Podcast wird mit einem jungen Heidelberger Unternehmen produziert und ist auf Spotify und Apple-Podcasts verfügbar. **(dgk)**

„Nicht immer das Gegeneinander“

Im Interview erzählt die Autorin Jagoda Marinić, welchen Ansatz sie als Gründerin und Leiterin des Interkulturellen Zentrums in Heidelberg verfolgt

Welche Lücke wollten Sie mit dem Interkulturellen Zentrum schließen?
Das Interkulturelle Zentrum (IZ) ist ein Projekt aus dem Jahr 2012. Der Ausländermigrationsbeirat war mit der Stadtverwaltung, noch bevor ich da war, in anderen Städten gewesen und hat sich solche interkulturellen Zentren angesehen. Er gab schließlich der Stadtverwaltung die Empfehlung: „Wir wünschen uns für Heidelberg ein Haus mit einem ungewöhnlichen Konzept.“ Die Idee dahinter war, dass es eben nicht ein paar wenige Vereine sind, von denen sich jeder seinen Raum mietet und dann macht jeder sein Ding, sondern ein Haus, in dem es auch tatsächlich eine gemeinsame Plattform gibt, wo die Menschen denken: Das ist ein Haus der Begegnung.

Und was sind Ihre Erfahrungen damit in den letzten Jahren?
Wir haben ein Fortbildungsprogramm für NGOs, das IZ hat bis zu 100 Vereine, für die wir zuständig sind. Davon sind etwa 30 wirklich sehr aktiv und kommen regelmäßig zu Fortbildungen, machen dann auch eigene Programme im Haus und gehen mit ihrem Know-How auch in andere Kulturhäuser der Stadt. Also versteht sich das IZ als krafttreibend: Unser Ziel ist es, diese Vereine zu stärken, ein klassisches Empowerment an Know-How, an Projektmanagement, auch an Geld- und Drittmittelakquise. Wir wollten nicht Vereine ans Haus festbinden, sondern die Botschaft vermitteln: Hier ist zwar euer Ausgangspunkt, wir sind für euch da, aber ihr sollt natürlich euer Gelerntes zurück in die Region spielen.


Foto: Dorothee Piroelle
Die Gründerin des Interkulturellen Zentrums Heidelberg: Jagoda Marinić

Wie könnten andere antirassistische Strukturen aussehen?
Ich finde, wir gehen da einen Heidelberger Sonderweg, weil wir uns nicht nur gefragt haben, „Wie geht Antirassismus?“, sondern auch „Wie geht Pro-Vielfalt?“. Natürlich brauche ich ein Instrument, um den Menschen Rechte an die Hand zu geben, sie zu informieren: „Dort kannst du dich über Unrecht beschweren.“ Das ist eine Sache. Aber die andere Sache ist, und die kann man nicht gesetzlich regeln: Wie kreiere ich eine Stimmung, in der Vielfalt zum Selbstverständnis einer Gesellschaft gehört? Bei uns ist der Ansatz: „Du kannst etwas, und zeig uns bitte dein Potenzial.“

Haben Sie das Gefühl, die aktuelle Rassismusdebatte ist anders oder fortschrittlicher als die vorherigen?
Also ich finde es erstmal ganz wichtig, dass durch Corona und den Lockdown diese Gewalt in die Wohnzimmer der Menschen trat. Plötzlich haben alle Nachrichten gesehen, die Sender waren stolz auf ihre Quoten, aber das verschuldete sich auch der Tatsache, dass alle zu Hause saßen. Daher waren alle Nachrichten während dieses Lockdowns kollektive Erfahrungen. Fast jedes Thema, das aufkam, hat am Ende von diesem Interesse profitiert. So war es auch für Black Lives Matter, dass man sagte: ja endlich! Ich meine, solche Vorfälle geschehen ja ständig, aber endlich erhält das Unrecht das Scheinwerferlicht, das es braucht, um es mal strukturell anzugehen. Es ist für so viele gesellschaftliche Segmente gerade auch eine ganz große Chance, ein Problembewusstsein in die Gesellschaft hineinzutragen.

Glauben Sie, die Diskussion ist nachhaltig oder in ein paar Wochen wieder vergessen?
Nachhaltig wird es insofern sein, als dass die Menschen, die sich jetzt organisieren, weiterhin aktiv bleiben. Die werden auch gespürt haben: „Ich kann einmal was ausrichten“, wenn das Interesse der Öffentlichkeit da ist. Aber nachhaltig – wenn das wirklich so wäre – dann müsste man nochmal viel breiter in die Gesellschaft schauen. Wir müssen wirklich strukturell von einem Feld ins andere gehen. Und das ist, wenn wir ehrlich sind, eine Arbeit von Jahrzehnten.

Was würden Sie Personen, die sich noch nicht so sehr mit Rassismus beschäftigt haben, mitgeben?
Wirklich die Aufforderung, aus der abstrakten Debatte herauszugehen, und die Menschen kennenzulernen. Auf einer Begegnungsebene tut sich von Mensch zu Mensch etwas. Das ist die Stärke der kommunalen Arbeit: Die Begegnung in dem Moment, wo es eben nicht mehr funktioniert mit der Abstraktion „Der Fremde“. Wenn wir heraustreten aus der theoretischen Diskussion hin zur Begegnung, dann finden sich die unerwartetesten Paarungen. Wir können uns nur solange an unseren Klischees festhalten, wie wir sie nicht herausgefordert bekommen durch die Realität.

Also einfach rausgehen, neue Leute kennenlernen, und Vorurteile selbst abbauen.
Ja, sich mit den eigenen Grenzen konfrontieren. Also gerade, wenn ich Angst habe vor Menschen auf der Flucht, mal zum Asyl-AK zu gehen. Wenn ich Angst habe davor, dass plötzlich zu viel orientalische Musik gespielt wird, sollte ich mal zu einem Abend gehen, wo genau das stattfindet. Wir sprechen oft über „zwischen den Kulturen“, aber wir stärken damit die Differenzen. Mein Ansatz war immer: Die gibt es, die sind ganz wichtig, die Differenzen sind oft auch das Spannende. Es ist immer wichtig, in der Interkulturellen Arbeit aus den Differenzen wieder den Bogen zurück zu den Verbindungen zu schlagen. Dass wir eben auch verstehen: nicht immer dieses krasse Gegeneinander, sondern auch die Frage: Wie komme ich zum „Ich und Du“.

Das Gespräch führte Xenia Miller

Ausgeschenkt

Tapas und Wienerle

Das Ku17 inszeniert sich als Strandbar. Die Speisekarte ist eher ein Kompromiss



Foto: nni
Über Spielplatz und Beachvolleyball thront das Ku17

Das Ku17 ist ein kleines Café an der Neckarwiese zwischen der Theodor-Heuss-Brücke und der Ernst-Waltz-Brücke. Auf seiner Website wirbt es mit den „südlichsten Quadratmetern nördlich vom Mittelmeer“. Durchaus zu Recht: Das Ku17 erinnert an eine der unzähligen Strandbars, die die Küsten des Mittelmeeres säumen. Der Eingang mit dem kleinen Fenster für den Kiosk, die billigen Alu-Stühle und der Blick in die offene Küche erinnern an den letzten Italienurlaub. Am Image wird bewusst gearbeitet: Wände, Sitzkissen, Markise, die Kleidung der Bedienung und zuletzt die Schriftzüge „Ku17 – Sommer am Fluss“ sind in marineblau und weiß gehalten. Auf der Terrasse stehen zwei Hafenpoller, die Meeresnähe vortäuschen. Jeder muss selbst entscheiden, was er von dieser reproduzierten, mediterranen Lebenswelt halten möchte.

Auch die Speisekarte ist bemüht, eine südliche Perspektiven in Aussicht zu stellen. Es gibt Tortilla, Oliven und Albondigas, spanische Fleischbällchen. Die Wienerle mit Kartoffelsalat, der Kuchen und die ausgezeichneten belgischen Waffeln sorgen für das nordische Kontrastprogramm. Die Getränkekarte imitiert das Dolce Vita in Italien: Aperol Spritz, Prosecco und Piccolo sind zu akzeptablen Preisen zu haben. Der Aperol Spritz ist mit optimaler Farbgebung, die das ausgewogene Mischverhältnis verspricht und beim Probieren gewährt, nur zu empfehlen. Die kleine spanische Küche ist lieb gemeint, bleibt aber den nördlichen Breitengraden verhaftet. Der Tortilla fehlt es an Würze und der Aioli Dip ist eine mit Knoblauch verfeinerte Imbissmayo. Die Oliven gehen in Ordnung, aber die Albondigas haben erschreckende Ähnlichkeit mit den Fleischbällchen aus der Rewepackung.

Preisliste

Kaffee	1,90 €
Cappuccino	2,60 €
Aperol Spritz	4,50 €
Wienerle mit Brot	3,50 €
Tapas ab	3,00 €

Neckarwiese, Uferstraße 17

Öffnungszeiten
Mo–So 10–22 Uhr

Nimmt man Platz auf der Terrasse, schlägt einem eine bunte Geräuschkulisse entgegen. Links liegt ein Wasserspielplatz, auf dem Kinder tollen und vergnügte Schreie von sich geben. Mütter laufen gestresst hin und her und besorgen ihren Kleinen das längst eingeforderte Eis am Kioskfenster des Ku17. Rechts befinden sich mehrere Volleyballfelder, auf denen gebaggert, gepritscht und geschmettert wird, dazwischen ein Spielplatz mit Rutsche, Schaukel und Tischtennisplatten. Dahinter fließt der Neckar, Ruderboote ziehen vorbei.

Das Ganze wirkt sehr belebt und bisweilen etwas hektisch. Aber die angehobene Terrasse des Ku17 gewährt einen souveränen Distanzblick über das Durcheinander, der Wohlwollen und Selbstzufriedenheit auslöst. **(bwg)**

Rassistische Spuren

Auch Heidelberg hat eine Kolonialgeschichte, die weitgehend unbemerkt bleibt. Ein Verein bemüht sich um ihre Aufarbeitung

Danijel Cubelic ist verärgert: „So etwas ist untragbar“. Gut sichtbar im Schaufenster des Tabakladens „Scheuring“ lächelt eine „Mohrenfigur“, wie sie offiziell heißt, den Touristen in der Altstadt zu. Die Figur ist als ein Relikt der Kolonialwarenläden im 18. und 19. Jahrhundert übriggeblieben. Seitdem gilt sie laut Angaben des „Scheuring“ als „treuester Mitarbeiter“ des Ladens.

Nach Recherchen des Vereins Schwarzweiss stand der Vertrieb von Kolonialware in Heidelberg in einem direkten Zusammenhang mit Zwangsarbeit, Enteignungen und Ausbeutung. Der Verein beschäftigt sich mit den Themen der Selbst- und Fremdwahrnehmung in universitären und sozialen Projekten und setzt sich im Zuge dessen intensiv mit der kolonialen Geschichte Heidelbergs auseinander. Laut des ehemaligen ehrenamtlichen Mitarbeiters Danijel Cubelic sei der Umgang Deutschlands mit diesem Kapitel seiner Geschichte von „kolonialer Amnesie“ geprägt. Kolonialismus solle Teil unserer Erinnerungskultur werden.

Nicht weit von der „Mohrenfigur“ entfernt lässt das Schild des beliebten Lokals „Mohr!“ Besucher stutzig werden. Das „Mohr!“ selbst weist die Herkunft des Namens dem Heiligen Mauritius zu, der sich als Schwarzer Legionsanführer Roms geweigert haben soll, Christen umzubringen. Laut Danijel Cubelic diente die Darstellung Schwarzer Menschen im Mittelalter lediglich der Auseinandersetzung mit anderen Weltregionen und ihren Bevölkerungen. Jedoch lud der Kolonialismus den Begriff „Mohr“ rassistisch auf. Heutzutage sei es unmöglich, diesen Bedeutungsinhalt auszublenden. Danijel Cubelic plädiert daher dafür, den Namen „Mohr“ zu entnormalisieren.

Heidelberg wird seit jeher vor allem durch die Universität geprägt. Nach Recherchen von Schwarzweiss dienten in der Zeit des Kolonialismus neubegründete Fächer wie Geographie dazu, den herrschenden Rassismus wissenschaftlich zu untermauern. Diese damalige Strömung innerhalb der Universität ist heute noch sichtbar.

Vor dem Geographischen Institut erinnert ein Gedenkstein an Alfred Hettner (1859–1941), der erste Inhaber des Lehrstuhls für Geographie. Nach Angaben von Schwarzweiss teilte dieser in seinen Publikationen Menschen in Rassen sowie Höher- und Niederriggestellte ein. Nicht nur das Geographische Institut selbst hat eine koloniale Vergangenheit. Unter der Leitung Alfred Hettners gewann die Heidelberger Abteilung der deutschen Kolonialgesellschaft an Zulauf. Ihr Ziel war es, einen pro-kolonialen Standpunkt in der Heidelberger Bevölkerung zu etablieren. Für dementsprechende Lichtbildvorträge, Informationsabende und Reden kooperierte der Verein regelmäßig mit der Universität und mit dem Harmonieverein im Wormser Hof. Heutzutage macht der sogenannte Kolonialstein dieses damalige Gedankengut sichtbar. Bei einem Spaziergang über den Ameisenbuckel oberhalb der Altstadt ist seine Aufschrift „Zum Gedenken an die 40 Jahre Kolonialgeschichte des Deutschen Reichs“ deutlich lesbar. Laut Schwarzweiss ist die Errichtung höchstwahrscheinlich auf das Engagement pro-kolonialer Akteure zurückzuführen, die ein Symbol für das Fortdauern des kolonialen Gedankens setzen wollten. Ein weiterer Ort mit kolonialer Vergangenheit ist die zentrale Umsteigestelle in Heidelberg: der Bismarckplatz. Danijel Cubelic erläutert, dass der Name seinen Platz erhalten habe, um die Funktion Bismarcks als Reichsgründer zu würdigen. Allerdings spielte Bismarck bei der Kolonialisierung Afrikas eine zentrale Rolle: Er war Vermittler in der Berlin-Afrika-Konferenz, in welcher die damaligen Großmächte den Kontinent Afrika unter sich aufteilten. Dadurch war er für die darauffolgende Kolonialzeit mitverantwortlich. Diese Geschichte dürfe nicht ignoriert werden. Vielmehr müsse die Bevölkerung die Kolonialzeit und ihre Auswirkungen bis heute kritisch hinterfragen.



Foto: nni

Provokant: die Figur im Schaufenster des „Scheuring“

Dass solche Debatten bereits stattfinden, zeigen die Beschwerden von Touristen und Gastwissenschaftlern hinsichtlich der „Mohrenfigur“ im Schaufenster des „Scheuring“. Das Lokal „Mohr“ sieht sich ebenfalls Kritik ausgesetzt. Nach Angaben der Rhein-Neckar-Zeitung hat ein Heidelberger Jura-Student bereits Strafanzeige wegen Beleidigung gestellt. All dies deutet darauf hin, dass die geforderte kritische Auseinandersetzung mit der Heidelberger Kolonialgeschichte bereits begonnen hat. **(lia)**

Heidelberger Second-Hand-Shops

FE Sho Room
Heugasse 2
$$$
Mein persönlicher Favorit! Man kann hier stylische Unikate finden und die Atmosphäre ist sehr gechillt. Außerdem shoppen hier coole Leute – und ich.

L'Armadio
Czernyring 48
$$
Prinzipiell hat der Laden Potential, aber ich würde ihn eher meiner Tante Ursula empfehlen.

MyWay Secondhand
Bergheimer Str. 17
$$
Phoebe von der Serie Friends würde es lieben: Man findet hier ausgefallene Mode und eine sehr nette Inhaberin.

Second Hand Laden
Friedrichstraße 5-9
$
Klein aber fein – die gute Lage lädt dazu ein, auf dem Weg zur Bib vorbeizuschauen.

Online-Shops

Kleiderkreisel
Kleiderkreisel.de ist seit Jahren mein Favorit. Durch die gutgewählte Filtersuche lässt sich hier schnell finden, was das Herz begehrt. Weltweit hat Kleiderkreisel mittlerweile über 25 Millionen Nutzer und bietet eine super Möglichkeit, Kleidung schnell und einfach zu kaufen.

Vinokilo
Die Preise auf vinokilo.com sind nicht flohmarktgünstig, aber dafür bekommt man einzigartige Kleidungsstücke mit absolutem Kult-Charakter. **(mig)**

Klinik im Dornröschenschlaf

Seit Jahren stehen die Schwesternschule und die alte Kinderklinik leer. Die Stadtplaner haben die Gebäude aber nicht vergessen

Geht man durch den Botanischen Garten in Richtung Neckar, findet man sich in einer Gegend wieder, die kaum in den geschäftigen Flickenteppich von Uni, Unternehmen, Krankenhäusern und Wohnheimen passt. Über die Straße: das Nierenzentum. Links die Schwesternschule, rechts die Kinderklinik. Die drei Gebäude haben eines gemeinsam: Seit Jahren geht niemand mehr durch die Eingangstür. Sie stehen leer. Mitten in Heidelberg, riesengroß, Häuser im Dornröschenschlaf.

Liebevoll die „Holly“-Schule getauft, abkürzend für Holiday, wurde das Gebäude der Schwesternschule 1953 in Betrieb genommen. Die Ausbildung ohne verpflichtende Klinikarbeit erbrachte ihr eine Pionierrolle in der Pflege. Seit 2006, als die Schule ins Heinsteinwerk umzog, war hier niemand mehr. Man sieht dem Gebäude die Jahre an. Die Fenster zum Innenhof sind eingeschlagen, sogar das Vogelnest auf dem Fensterbrett ist verlassen.



Foto: Till Gonser

Kaum noch zu erkennen: Die einst prestigeträchtige Schwesternschule ist nun ein Geisterhaus

Dass das Gebäude lange leer stand, begründet das Amt für Vermögen und Bau Mannheim (VBA) mit der aufwändigen Planung: „Die Unterhaltung und Fortentwicklung eines derart großräumigen Campusbereichs wie das Neuenheimer Feld ist eine komplexe Aufgabe mit vielschichtigen Zusammenhängen.“

Gleiches gelte für die alte Kinderklinik. Das Gebäude stammt aus dem Jahre 1965. Seit dem Umzug in den Neubau flussabwärts ist noch nicht viel Zeit vergangen. Im Hof stehen Krankenwagen, sonst ist alles leer. Durch die Fenster kann man in die Behandlungszimmer schauen: Türen und Schränke stehen offen, ein weißer Kittel hängt über der Klinke, als wäre gerade noch jemand dort gewesen. Oben ragt das Bettenhaus in den Himmel, auf dem Glasdach des Vorbaus liegt ein altes Telefon, das wohl von oben darauf geworfen wurde. Ganz an der Ecke der Klinik ist eine Kindertagesstätte in Betrieb, als Einzige in einem leerstehenden Haus.

Noch dieses Jahr soll laut dem „Masterplan Neuenheimer Feld“ der Abriss beginnen. Die ersten Vorbereitungen sind schon im Gange, wie man auf den Zetteln an den Gebäudeeingängen liest.

> „Noch in diesem Jahr soll der Abriss beginnen“

Das gesamte Areal soll einem Herzzentrum weichen. Das Masterplanverfahren steht nun am Ende einer großen Planungsetappe, diesen Monat entscheidet der Gemeinderat, welche Ansätze weiterverfolgt werden. Die Schwesternschule sollte schon früher zugunsten einer Straße abgerissen werden, was dann aber verworfen wurde. Auch im „Masterplan Neuenheimer Feld“ scheinen die vier Stadtplanungsteams das Gebäude weitestgehend ausgeblendet zu haben. Mit der Gesamtsanierung des Botanischen Gartens wird laut VBA auch die Schwesternschule fallen und Platz für neue Gewächshausanlagen schaffen.

Schon jetzt holen sich die Pflanzen die Häuser zurück: Efeu verdeckt Fenster, auf dem Balkon des Nierenzentrums wächst ein kleiner Baum. Wie lange er wohl noch hat, bis die Bagger kommen? **(lhf)**

ANZEIGE

BEI UNS IST **FAST** ALLES WIE VORHER.



Wir sind auch in schwierigen Zeiten für Euch da.

Bequem per E-Mail oder über unser „Annahme-Fenster“.

ZENTRALBEREICH NF
Abteilung Print + Medien
Im Neuenheimer Feld 326
69120 Heidelberg
Tel.: +49 6221 54-8963
Fax: +49 6221 54-6124
printplusmedien@znf.uni-heidelberg.de
www.zbt.uni-heidelberg.de/print/

„Forschen“ für Reich und Empire

Rassistische Theorien sollten den Kolonialismus reinwaschen. Wissenschaftler lieferten die gewünschten Rechtfertigungen für Unterdrückung und Sklaverei

Rassismus, so wie wir ihn kennen, ist eine Erfindung der Neuzeit. Menschen wurden in Rassen kategorisiert und hierarchisiert, um die Herrschaft europäischer Mächte über andere Völker zu legitimieren. Die Wissenschaft sollte dafür die Grundlage bieten. Zu Anfang war das eine Herausforderung, denn es bestand ein Widerspruch zwischen dem ausbeuterischen Kolonialismus und dem gleichzeitig entwickelten Gedanken der Aufklärung. Einerseits sollten alle Menschen gleich sein und ein Recht auf Freiheit haben, während andererseits ganze Völker von diesem Recht ausgeschlossen wurden. Rassismus war das fehlende Bindeglied: eine Ideologie, um dieses Paradox zu begründen und sich jeder moralischen Verantwortung zu entziehen. Die kolonialen Herrschaftsstrukturen erschienen so als natürlicher Lauf der Dinge.

Die moderne Wissenschaft sollte die europäische Gesellschaft vom Rest der Welt abheben. Im 17. Jahrhundert rückte man ab von der Naturphilosophie, in der letztlich immer Gott die Begründung war. Nun lag der Fokus auf naturwissenschaftlich belegbaren Aussagen. Diese Vorgehensweise galt als höchste Form des rationalen Denkens und daher als Beweis für die überlegene Zivilisation der Europäer. Andere Völkergruppen seien von Emotionen geleitet und nicht von Vernunft. Damit wurden sie auf die Seite der Natur gestellt – also des Untersuchungsgegenstandes der Wissenschaft.

Paracelsus hatte schon 1520 gemutmaßt, dass die Völker der Welt keinen gemeinsamen Ursprung hätten. Der Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach führte diesen Gedanken im 18. Jahrhundert fort, indem er die Menschheit in fünf Rassen unterteilte. Wenig später untersuchte Samuel George Morton die Schädel von Menschen verschiedener Herkunft, um auf deren Intelligenz zu schließen. Lange hatte man ihm unterstellt, seine Daten gefälscht zu haben – ein Vorwurf, der heute fragwürdig erscheint. Nichtsdestoweniger war seine Arbeit aus heutiger Sicht äußerst waghalsig. Die sehr weitreichenden Schlüssen, die Morton aus seinen Schädelvermessungen zog, halten modernen wissenschaftlichen Analysen jedenfalls nicht stand.

> Schädelvermessungen sollten Ungleichheit begründen

Im Ergebnis waren die Thesen über Schädelgröße und Intelligenz nicht haltbar. Sie stießen damals jedoch auf offene Ohren, weil Morton sie zur Rechtfertigung einer sozialen Hierarchie der Völker nutzte. Afrikaner, so Morton, seien zu einem Dasein als „Diener und Sklaven“ verurteilt.

> Politische Ideologie trieb die Wissenschaft an

Damit aber nicht genug. Als britischstämmiger US-Amerikaner ordnete Morton auch andere Europäer seiner eigenen Gruppe unter. Die Europäer seien zwar die überlegene Rasse – unter ihnen seien die Engländer jedoch am weitesten entwickelt.

Kurioserweise führte sein Kollege Friedrich Tiedemann zur gleichen Zeit ganz ähnliche Messungen durch und berechnete ähnliche Kennzahlen – kam aber zu radikal verschiedenen Schlüssen. Während Morton seine Befunde mobilisierte, um für rassische Unterschiede und die Rechtfertigung der Sklaverei zu argumentieren, kam Tiedemann umgekehrt zu der Überzeugung, dass alle Menschen biologisch gleich seien. Die Sklaverei, nicht mangelnde Fähigkeiten, sei die wahre Wurzel von Afrikas Problemen.

Die Begründungen der angeblichen Minderbegabung von Schwarzen waren beinahe beliebig. Das zeigen auch Studien zum Suizid aus dem 19. Jahrhundert. Als die Suizidrate unter Afroamerikanern gering war, wurde dies damit erklärt, dass sie zu primitiv seien, um verrückt zu werden. Als die Suizidrate stieg, schrieb man ihnen eine Geistesschwäche zu.

Rassentheoretische Ideen waren also bestenfalls dubios, wenn nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Die rassistischen Überzeugungen der Wissenschaftler änderte das jedoch nicht. Ihrer Vorstellung nach waren Ergebnisse, die ihren Erwartungen zuwiderliefen, kein Grund, die Lehrmeinung zu ändern. Wissenschaftlicher Fortschritt war für sie der Versuch, andere Theorien so lange zu falsifizieren, bis die eigene bestätigt war.

Charles Darwin gab den Rassentheoretikern mit der Evolutionstheorie scheinbar neue Munition. So leitete der Soziologe Herbert Spencer aus einer kruden und irrigen Interpretation der Evolutionstheorie den „Sozialdarwinismus“ ab. Dieser behauptete ein *survival of the fittest* zwischen menschlichen Volksgruppen. Darwins Halbcousin, der bahnbrechende Statistiker Francis Galton, schlug mit seinem Konzept der Eugenik in dieselbe Kerbe. Galtons Vorstellung nach kann die Menschheit durch „Erbhygiene“ perfektioniert werden.

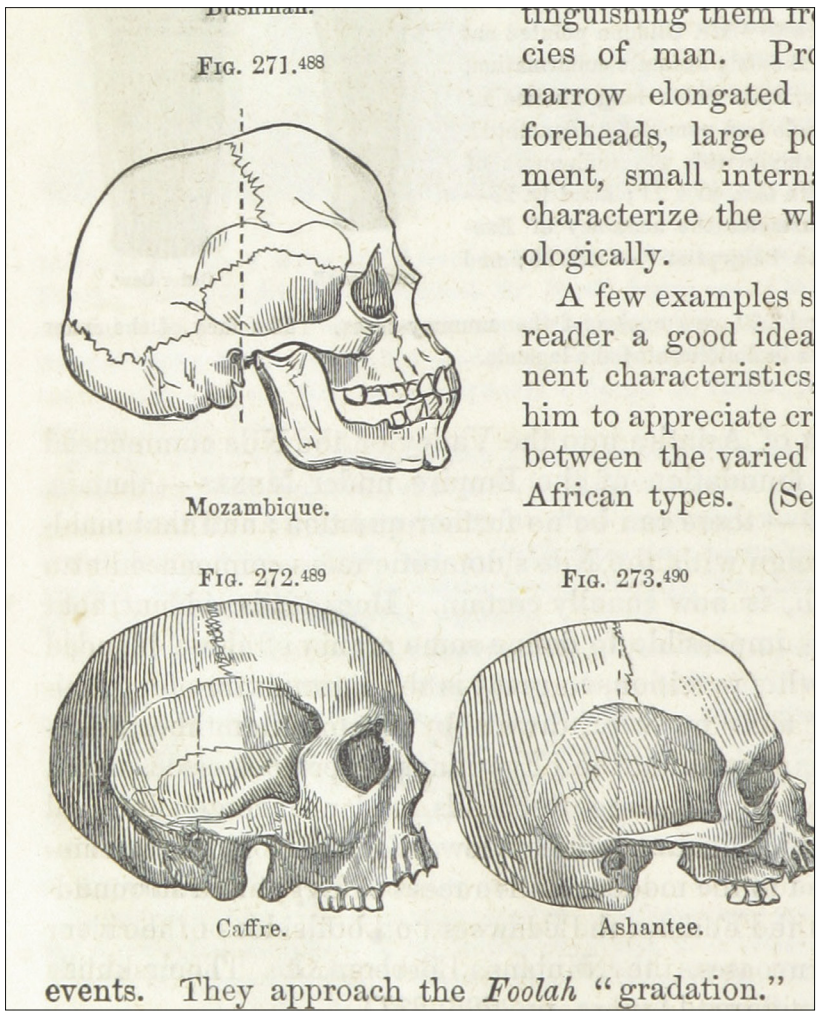


Bild: British Library

Samuel George Mortons Zeichnungen von Schädeln aus Afrika

Seine Visionen hatten politischen Erfolg. Die Sterilisierung „minderwertiger“ Menschen wurde 1907 im US-Bundesstaat Indiana rechtlich zugelassen. Bis in die 1970er Jahre wurden arme Frauen in den USA zwangssterilisiert. Viele von ihnen waren Schwarz oder lateinamerikanisch. In NS-Deutschland hatte die Eugenik Hochkonjunktur. Die Nationalsozialisten sterilisierten gezielt Menschen mit vermeintlich minderwertigem Erbmaterial und brachten sie oft auch um.

Die Wissenschaft machte den Rassismus gesellschaftsfähig. Sie hat sich damit an Kolonialismus, Unterdrückung und Diskriminierung mitschuldig gemacht. Trotzdem kann sie ihrer historischen Verantwortung nachkommen, indem sie ihre Wirkungsgeschichte aufarbeitet. **(khd)**

Niemand darf anders sein

Rassismus ist auch eine psychologische Frage: Wenn autoritäre Einstellungen auf Liberalisierung sozialer Normen treffen, entsteht Intoleranz gegen „Andere“. Das macht Demagogen attraktiv

In einer Welt, die immer vielfältiger und komplexer wird, steigt das Bedürfnis nach Einfachheit. Der Verlust von Altbewährtem kann die Menschen verunsichern und politisch autoritäre Einstellungen hervorrufen. Dies wusste der Psychoanalytiker Erich Fromm schon 1941.

Im letzten Jahrzehnt hat die Welt ein Aufflammen des Rechtspopulismus erlebt. Karen Stenner, ehemals Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Princeton, beschreibt in ihrem Buch *The Authoritarian Dynamic* von 2005 den vielleicht entscheidenden Mechanismus.

Das Erstarken von Rechtspopulisten wie Trump, Orbán und Bolsonaro lässt sich nicht einfach als Folge der Globalisierung oder der Finanzkrise wegerklären. Ein tiefsitzender Widerstreit innerhalb liberaler Demokratien kommt in diesem Phänomen zum Vorschein, so Stenner.

Aber wer sind diese Autoritären? Wie unterscheiden sie sich von Konservativen und Liberalen? Stenner geht davon aus, dass jedes Individuum bestimmte Neigungen und Anlagen als ideologisches Speichermaterial mit sich herumträgt. Diese würden durch sogenannte normative Bedrohungen provoziert, die bei autoritär veranlagten Menschen offene Intoleranz auslösen. Die Gefahr dazu ist groß, wenn das Vertrauen in eine politische Führungskraft erschüttert wurde oder Meinungen des öffentlichen Lebens sich rasant wandeln – kurz gesagt, wenn die Einheit und autoritäre Ordnung der Gesellschaft infrage steht.

Auch das Gefühl, von ethnisch „Anderen“ umgeben zu sein, kann bei autoritär veranlagten Menschen diesen Knopf drücken. Das erklärt auch, weshalb Rassismus so oft mit Homophobie und strafwütigem Law-and-Order-Denken einhergeht: Menschen fremder Herkunft, Schwule und Lesben sowie Straftäter weichen schließlich alle von gewissen gesellschaftlichen Normen ab.

Ein Mensch, dessen autoritäre Veranlagung durch normative Bedrohung aktiviert wurde, kann Verstöße gegen die Normen seiner empfundenen Gruppe nicht ertragen. Er will die Autorität der Gruppe gegen alle Abweichler durchsetzen, und sei es mit Zwang. Sein Bauchgefühl sagt, dass das politische Leben in einem kunterbunten Chaos, in dem Diversität und Heterogenität ins Kraut schießen, verkommt. Er will, wie Stenner sagt, „oneness and sameness“ in der Gesellschaft durchsetzen. Dafür betont er die ethnischen, politischen und moralischen Unterschiede zwischen seiner und der entgegenstehenden Seite. Sein Motto lautet „Wir gegen die“. Auch Rassismus ist damit letztlich eine Spielart der Intoleranz gegenüber dem „Anderen“.

Für Stenner deckt die autoritäre Dynamik eine innere Spannung demokratischer Gesellschaften auf. Gerade durch die Freiheiten des Einzelnen und die Vielfalt an Lebensentwürfen, die daraus erwachsen, schwindet „oneness and sameness“ aus dem öffentlichen Raum. Das wirft den Motor des Autoritarismus an und beflügelt Populisten, deren Politik dann die Demokratie bedroht. Das Zusammenspiel von Autoritarismus und normativer Bedrohung erklärt die Entscheidung für Trump, Le Pen, den Brexit – und wohl auch feindliche Einstellungen gegenüber Menschen anderer Herkunft. **(bwg)**

ANZEIGE



Warum töten Polizisten?

Polizeigewalt treibt die USA um. Erkenntnisse der Wissenschaft hierzu bleiben zumeist im Hintergrund. Dabei könnten sie Lösungen aufzeigen

Die Fälle von Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA lesen sich sehr drastisch. Angesichts der Grausamkeit bekommt man das Gefühl, dass manche beteiligte Polizeibeamt*innen nicht mehr den Menschen sehen, wenn sie rücksichtslos Gewalt ausüben. Seit der Tötung von George Floyd im Mai ist das Thema beinahe allgegenwärtig, in den USA wie in Europa. Neben der gesellschaftlichen Brisanz steht die statistische Tatsache, dass Afroamerikaner*innen von gewaltsamen Polizeieinsätzen überproportional häufig betroffen sind.

Es gibt verschiedene Studien, die die Ungleichverteilung der Todesopfer bei Polizeieinsätzen ergründen. Cody Ross und Kolleg*innen haben untersucht, ob die Opfer tödlicher Polizeigewalt eher Schwarze oder Weiße sind. Dabei kommt es zunächst darauf an, ob ein*e Zivilist*in bewaffnet ist oder nicht. Unter Bewaffneten sind Schwarze nicht überrepräsentiert, unter Unbewaffneten dagegen schon. Gerade Tötungen unbewaffneter Bürger*innen, wie Eric Garner oder eben George Floyd, haben in den letzten Jahren viele Debatten angefacht. Studien wie die von Ross finden keinen belastbaren Zusammenhang, dass Schwarze, gemessen am Bevölkerungsanteil, insgesamt häufiger getötet würden.

Ross und Kolleg*innen argumentieren, dass nicht nur die Häufigkeit von Gewalt, sondern auch die Häufigkeit des Aufeinandertreffens mit der Polizei wichtig sei. Je mehr Schwarze angehalten würden, desto öfter bestehe eine Gelegenheit zu Polizeigewalt. Berücksichtigt man nur die Zahl gewalttätiger Einsätze, treffe es Weiße vielleicht häufiger. Bringt man aber die Gewalt in ein Verhältnis zur Zahl der Einsätze und dem weit geringeren Bevölkerungsanteil, so wird deutlich, dass für Schwarze die Wahrscheinlichkeit eines gewalttätigen Einsatzes deutlich höher ist als für Weiße, wenn sie häufiger angehalten werden.



Foto: David Geitgey Sierralupe / Flickr

„Black Lives Matter"-Demonstration gegen Polizeigewalt

Wenn Polizeibeamt*innen rassistisch wären, würden sie Schwarze häufiger anhalten als Weiße. An diesem Punkt setzen Studien von Michael Siegel und Odis Johnson an. Sie untersuchen, wann es zu tödlichen Zusammenstößen mit der Polizei kommt und weshalb die Zahl der Zusammenstöße in den USA je nach Stadt stark variiert. Die Studien kommen zu dem Schluss, dass Bürger*innen häufiger durch Polizeigewalt sterben, wenn die Schwarze Bevölkerung stark auf einzelne Stadtgebiete konzentriert ist. Die Studien bekräftigen die These des sogenannten *minority threat*: In stark segregierten Stadtteilen fühlen Polizist*innen sich stärker bedroht und wenden deshalb schneller Gewalt an. Je stärker die Segregation, desto mehr Polizeigewalt. Allerdings gibt es nicht unbedingt dort mehr Polizeigewalt, wo insgesamt mehr Schwarze leben. In Städten mit einer hohen Schwarzen Gesamtpopulation ist die Polizeigewalt sogar eher niedrig. Die Behandlung der Schwarzen könnte dort für Politiker*innen wichtiger sein, da sie bei Wahlen für Missstände abgestraft werden könnten.

Segregation der Bevölkerung führt zu Polizeigewalt

All dies zeigt verschiedene mögliche Lösungen auf. Maßnahmen gegen segregierte Stadtteile könnten das Bedrohungsgefühl verringern und Polizeigewalt abbauen. Siegel bemängelt, dass Polizisten lediglich für den Umgang mit Individuen geschult werden und nicht gezielt für das Verhalten gegenüber der Bevölkerung eines Stadtteils. Forschung allein kann Polizeigewalt nicht beenden. Sie zeigt der Politik aber, wie man sie verringern könnte.

Siegel kommt außerdem zu dem Ergebnis, dass es mehr Schwarze Opfer gibt, wenn die Zahl der Polizist*innen pro Kopf höher ist. Zusätzliche Beamt*innen zeigten, wie die Gemeinschaft Ressourcen zuteilt: Auf soziale Probleme würde bloß mit mehr Polizei reagiert.

Zusäzlich steige die Opferzahl bei einem höheren Bevölkerungsteil von Latinos. Siegel vermutet, dass Polizist*innen auch hier einen *minority threat* spüren und schneller mit Gewalt reagieren.

Siegels Studie untersucht nur Fälle tödlicher Polizeigewalt, nicht Begegnungen mit weniger folgenreicher oder gar keiner Gewalt. Sie weist zudem darauf hin, dass *minority threat* nicht die einzige Ursache für Polizeigewalt speziell gegen Schwarze sein könne. Für die Forschung bleibt damit noch einiges offen. **(dgk)**

Maschinen mit Vorurteilen

Künstliche Intelligenz und maschinelles Lernen sind auf dem Vormarsch. Software kann allerdings rassistische Muster entwickeln

Computer können vieles besser als Menschen. Die Entwicklung von künstlicher Intelligenz und maschinellem Lernen unterstreicht das. Seit einiger Zeit zeigen die Rechner sogar ungeahnte Fähigkeiten: Programme können genauso rassistisch sein wie manche Mitmenschen.

Die Google-Software Vision Cloud soll Objekte auf Bildern erkennen. Das Programm beschriftete das Bild einer Hand, die ein Thermometer hält, mit „Hand" und „Schusswaffe" – aber nur, wenn die Hand dunkelhäutig war. Ansonsten wurde das Objekt als „elektronisches Gerät" kategorisiert. Google hat den Algorithmus inzwischen geändert, sodass er nicht mehr die Bezeichnung Schusswaffen verwendet.

Programme können also Vorurteilen aufsitzen. In einem kontrollierten Umfeld, wo keine Konsequenzen daraus folgen, ist das harmlos. Sobald ein Algorithmus zur Entscheidungsfindung eingesetzt wird, können falsche Urteile bisweilen dramatische Folgen haben.

In den USA ist das bereits vorgekommen. Die Verwaltung von Broward County in Florida setzt eine Software ein, um abzuschätzen, ob ein Straftäter rückfällig wird. Anhand dessen entscheidet sich etwa, ob ein Angeklagter in Untersuchungshaft kommt oder auf freiem Fuß bleibt. Bei Schwarzen sagte die Software etwa doppelt so oft zu Unrecht eine Wiederholungstat vorher wie bei Weißen. Dagegen nahm die Software bei Weißen übermäßig häufig zu Unrecht an, dass kein solches Risiko bestünde. Ein menschlicher Rassist hätte es kaum schlechter machen können.

Software hielt Schwarze für ungeeignete Bewerber

Ähnliche Fehler machen Programme zur Gesichtserkennung. Schwarze Frauen werden am häufigsten falsch identifiziert, wie die *Washington Post* berichtet. Die fraglichen Programme werden von den USA im Grenzschutz eingesetzt. Schwarze Frauen werden also häufiger zu Unrecht festgehalten, durchsucht und verhört.

Was macht Computerprogramme rassistisch? Den Entwicklern Böswilligkeit zu unterstellen, dürfte übertrieben sein. Ebenso wenig handelt die KI selbst aus bösem Willen.

Künstliche Intelligenz übt an bereitgestellten Datensätzen. So lernt sie etwa, welche Bilder mit welchen Begriffen korrelieren. Im nächsten Schritt werden dem Programm unbeschriftete Testbilder vorgelegt. Daran wird das Urteilsvermögen der Maschine überprüft. Bei solchem maschinellen Lernen ist es selbst für Programmierer oft nicht nachzuvollziehen, wie die Gegenstände erkannt werden. Nur das Ergebnis ist überprüfbar.

Wenn ein Algorithmus Vorurteile zeigt, sind mehrere Gründe möglich. Der Datensatz, an dem ein Programm lernt, kann unausgewogen sein und bestimmte Gruppen falsch repräsentieren. Zudem ist das Erstellen von Datensätzen aufwändig und damit teuer. Hersteller und Programmierer greifen daher gern auf bereits bestehende Datenbanken zurück – bei denen es oft keine Garantie für ausgewogene Repräsentation gibt.

Computer brauchen einen moralischen Kompass

Für Objekterkennung wird oft ImageNet genutzt. Dieser Datensatz umfasst über 14 Millionen per Hand beschriftete Bilder verschiedenster Motive. Knapp die Hälfte stammt aus den USA, während China und Indien zusammen nur etwa 3 Prozent ausmachen. Daher wird etwa eine Frau mit einem weißen Hochzeitskleid als Braut erkannt, mit typisch indischen Hochzeitskleidern aber nicht.

Soll eine Software Prognosen abgeben, tun sich weitere Probleme auf. So geschehen an einer medizinischen Fakultät in Großbritannien: Dort hielt eine Software Schwarze für schlechtere Bewerber. Sie orientierte sich dafür an einem Datensatz früherer, erfolgreicher Bewerber. Diese waren vorwiegend weiß. Von strukturellem Rassismus wusste die Software offenbar nichts.

Was könnte Vorurteile in Software vermeiden? Die Daten sollten möglichst repräsentativ sein. Ansonsten kann die KI mit einem moralischen Kompass ausgestattet werden. So kann ein Programm etwa den Befehl erhalten, Geschlecht und Hautfarbe bei der Auswahl von Bewerbern oder der Einschätzung von Straftätern zu ignorieren.

Die Entscheidungen des einen Programms lassen sich auch von einem anderen auf Vorurteile prüfen. Unter anderem entwickelt der IT-Konzern IBM Algorithmen, die das leisten sollen. Da bleibt nur die Frage: Wer kontrolliert die Kontroll-KI? **(nni)**



Ein Graffito von George Floyd in Mannheim

Foto: nni, Graffito: Gonz Maldonado-Morales



Foto: Unsplash

Kino in Schwarz und Weiß

Filme reproduzieren Vorurteile und prägen unsere Vorstellung. Ob Retter oder Held: Die Hauptfigur in Hollywood ist Weiß. Warum unsere Sehgewohnheiten nicht so unschuldig sind, wie wir annehmen

Während ein Virus die Welt überrollt, gibt es in der Krise einen eindeutigen Gewinner: Netflix. Nach Angaben der *Tagesschau* konnte das Unternehmen einen Rekord an Neukunden verzeichnen. Ein gemütlicher Serientag ist nun einmal verlockender, als sich mit einer halbwegs funktionierenden Onlinevorlesung herumzuschlagen.

Gleich, ob man dabei eine Vorliebe für Actionfilme, Blockbuster oder Liebesfilme hat, alle Genres haben eines gemeinsam: die Hauptfiguren sind meistens Weiß. Besonders auffällig wird der Mangel an Diversität in der Sitcom „Friends". Vor dem Hintergrund einer diversen Stadt wie New York wirkt die Gruppe der Freunde sehr homogen. Nicht-Weiße übernehmen in der Serie grundsätzlich nur Nebenrollen wie Kellner, Rezeptionisten oder die der Ex-Freundinnen. Auch bei Actionfilmen, wie dem 2016 veröffentlichten Film „The Great Wall" vermisst man diversere Serienhelden. Unter allen chinesischen Kämpfern ist es der Weiße Schauspieler Matt Damon, der am Ende den Sieg bringt. Dieses sogenannte „Whitewashing", bei dem die Hauptrolle mit einer Weißen Person besetzt wird, obwohl der Film in China, Afrika oder Japan spielt, ist laut der Zeitschrift *Musikexpress* in Hollywood beliebt. Ohne Kritik bleibt dieses Vorgehen jedoch nicht.

Die amerikanisch-taiwanesische Schauspielerin Constance Wu twitterte 2016, dass man endlich aufhören müsse, den rassistischen Mythos zu verbreiten, dass nur ein Weißer Mann die Welt retten könne. Dieses mediale Verhalten lässt sich laut Frau Dr. Christiane Brosius, Professorin für Visuelle und Medienethnologie am Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien, auf den immer noch vorherrschenden Zivilisationsmythos Weißer Menschen zurückführen. Der Überlegenheitsgedanke säße weiterhin tief im Denken vieler Menschen fest und zeige, dass wir das kolonialzeitliche Denken nicht hinter uns gelassen haben.

Die Serie „Scrubs" sieht sich ähnlichen Vorwürfen ausgesetzt. Vier Folgen der Serie zeigen verschiedene Schauspieler im Blackface und seien daher laut des Magazins *Musikexpress* als rassistisch einzustufen. Beim sogenannten Blackfacing werden die Gesichter von Weißen Schauspielern schwarz geschminkt, damit sie auf der Bühne eine Person mit dunkler Hautfarbe darstellen und somit karikieren können. In Zukunft sollen die fraglichen Episoden der Serie laut Angaben des *Musikexpress* aus dem Programm genommen werden.

Kritik sieht sich jedoch nicht nur Netflix, sondern auch Disney ausgesetzt. Im Klassiker „Dumbo" trifft der Elefant auf ein paar Krähen, die im englischen Original afroamerikanischen Slang sprechen und der Anführer den Namen „Jim Crow" trägt. Der Name „Jim Crow" wird heutzutage als Sinnbild für den systematischen Rassismus gegen Afroamerikaner genutzt. Zensiert wird „Dumbo" von Disney dafür nicht. Der Film wird lediglich mit einem entsprechenden Warnhinweis versehen.

Professorin Brosius erklärt diese Schwarze Stereotypenbildung mit der Kulturforschung des Professors Stuart Hall. Ihm zufolge diene dies vor allem der Erzeugung vom Spektakel des „Anderen". Dieses Spektakel nehme dem Einzelnen die Handlungsmacht und ordnet ihn dem Gesamtnarrativ unter. Die Geschichte von Sklaverei und „legitimer Ausbeutung" durch den „Weißen Menschen" spiegele sich dabei wider und zeige, dass unser Sehen keinesfalls unschuldig ist. Ein weiteres beliebtes Motiv, das sich sowohl im deutschen Fernsehen als auch in großen Hollywoodproduktionen wie „King Kong" wiederfinden lässt, ist der „Weiße Retter". „White Saviorism" bezeichnet die Geschichte eines privilegierten Weißen, der sich mit gut gemeinten Ideen aufmacht, um in armen Schwarzen Gemeinden ein gutes Werk zu vollbringen.

Dieses Narrativ lasse sich laut Professorin Brosius leicht als ein kolonialer und christlich-patriarchaler Mythos dekodieren. Die Expertin warnt jedoch davor, die Medienkultur zu sehr zu vereinheitlichen. Es gäbe durchaus Versuche, den sogenannten dominanten Diskurs zu durchbrechen und kritisch zu reflektieren. Stereotypen seien darüber hinaus ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Ordnung und nicht per se schlecht. Erst ein „Recht auf Differenz" ermögliche eine tolerante, vielfältige und bunte Lebensweise. Jedoch müsse alles dafür getan werden, um ideologische, populistische und erniedrigende Formen von Stereotypen zu unterbinden. **(lia)**

Die bösen Russen

In Filmen ist Antislawismus ein Dauerbrenner. Die negative Darstellung von Osteuropäern geht bis ins Kaiserreich zurück

Antislawismus ist diffus, nicht ganz zu greifen und nicht ganz sichtbar. Schon die Recherche stellt sich als schwierig heraus. Bei der Suche des Begriffs in „Heidi" ergeben sich 13 Treffer – diese Form von Rassismus ist nicht gut erforscht.

Antislawismus oder Slawenfeindlichkeit tritt neben dem antischwarzen, dem antisemitischen und dem antimuslimischen Rassismus sowie Antiziganismus als eine von vielen Rassismusformen auf. Er richtet sich gegen Menschen slawischer Herkunft, sprich aus osteuropäischen und zentralasiatischen Ländern. Dazu gehören Russland, die Ukraine und Weißrussland sowie Polen, Tschechien und die Slowakei und Bulgarien, Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien und Herzegowina, Nordmazedonien und Montenegro. Ihren Staatsangehörigen werden Stereotype wie das des „bösen Russen" zugeschrieben. Auch dass Osteuropäer in Filmen oft nur die Rolle von Kriminellen oder Armen spielen, ist auf Antislawismus zurückzuführen.

„Slawen" sind kein homogenes Volk, höchstens eine verstreute Ethnie. Und selbst da sind sich Forscher nicht sicher, der Archäologe Leo Klejn beispielsweise sieht eine ethnische Zusammengehörigkeit kritisch. Dennoch fassen sich die slawischen Länder auch aufgrund von ähnlicher Sprache darunter zusammen. Woher die Bezeichnung „Slawen" kommt, ist nicht endgültig geklärt. Philologen halten es für möglich, dass „Slawa" – deutsch „Ruhm" – aber auch „Sklaven" der Wortursprung sein könnte. Der Rassismus kann sich gleichzeitig an Slawen als konstruiertes Volk sowie an einzelne slawische Länder richten. Verwurzelt ist Slawenfeindlichkeit neben allen westeuropäischen und nordamerikanischen Staaten vor allem in Deutschland und Österreich. Hier wurde der Hass schon zu Kaiserreichszeiten propagiert. Wie bei jeder Art von Rassismus reproduziert Slawenfeindlichkeit bestimmte zugeschriebene Eigenschaften. Ursprünglich beschrieb man Slawen als einfältig, kaltmütig und barbarisch. Erfunden haben diese Zuschreibungen nicht erst Nazis. Schon im deutschen Kaiserreich bahnte sich der Antislawismus in elitären Kreisen seinen Weg. Unter Wilhelm II. wuchs der Nationalismus und Rassismus. Russland wurde aufgrund seiner Machtposition in Osteuropa schon zu dieser Zeit zum Feind stilisiert. In den 1850er Jahren entfachte nach der Teilung Polens eine antipolnische Stimmung in Preußen, die schnell von Gustav Freytag in seinem Roman „Soll und Haben" in puren Rassismus verwandelt wurde. Slawenfeindlichkeit etablierte sich, und auch Max Weber, nach dem in Heidelberg das Institut für Soziologie benannt ist, beteiligte sich an dem Hass gegen Osteuropäeren, indem er von einer „slawischen Flut" sprach, die es aufzuhalten gelte. Auch Marx und Engels machten keinen Hehl aus ihrem Slawenhass.



Foto: nni, lhm

So oder so ähnlich stellen sich viele Deutsche einen Osteuropäer vor

Seinen Höhepunkt erreichte der Antislawismus im Dritten Reich. Slawen wurden zu „Untermenschen" stilisiert. Die nationalsozialistische Rassenideologie kategorisierte sie als „minderwertiges Volk" – sie sollten vernichtet werden. Was Deutschland auch versuchte: Polen verlor 5,6 Millionen Zivilisten und Soldaten, die Sowjetunion 24 Millionen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg grassierte Antislawismus in Form von Antikommunismus. Besonders angefeuert durch Propaganda der Vereinigten Staaten von Amerika, um den Kalten Krieg und den Kampf gegen die Kommunisten zu legitimieren. Allein von 1947 bis 1954 produzierte Hollywood über 50 antikommunistische Filme, stellt Megan Phillips in einem Fachartikel fest. Darunter Filme wie: „I Married a Communist" (1949), „I Was A Communist for the FBI" (1951), oder auch „The Commies are Coming, The Commies are Coming" (1957).

Slawen spielen in Film und Fernsehen meist die Rolle der Bösewichte – auch heute noch. Darunter vor allem die Russen. James Bond kämpft regelmäßig gegen sie. In Actionfilmen wie „Atomic Blonde" (2017), „Salt" (2010) oder „Red Sparrow" (2018) sind russische Geheimdienste der Feind. Selbst „Stranger Things" (seit 2016) ist betroffen: Einer der beiden Russen ist brutal wie eh und je, der andere verrät Staatsgeheimnisse im Tausch gegen westliche Leckereien.

So offensichtlich ist Antislawismus noch heute. Und trotzdem wird er kaum besprochen, kaum erkannt und kaum erforscht. Wie man so schön sagt: Hier herrscht gewaltiger Forschungsbedarf. **(xmi)**



Foto: Freepnglogos & Ben Wicks via Unsplash

TikTok wird überwiegend von Kindern und Jugendlichen genutzt. Unter den Videos sammeln sich sexualisierte Kommentare

Tanz für mich

Auf TikTok kontaktieren Pädophile regelmäßig Kinder. Die App-Betreiber unternehmen kaum etwas und überlassen die jungen Nutzer der Gefahr

Zeig mir deine Beine, Baby komm schon.“ „Wie viel verlangst du pro Stunde?“ – man muss nicht lange auf der App TikTok unterwegs sein, um solche Kommentare zu finden. Sie wirken wie eine billige Anmache auf einer Pornoseite; Fragen, die man einem Cam-Girl stellen würde. „Ich riskiere die Haft… ist mir egal“, lautet ein weiterer Kommentar. Denn es handelt sich hierbei nicht um Pornodarstellerinnen. Sondern um Kinder.

Die App TikTok hat sich seit ihren Anfängen im Jahr 2018 zum größten Videoportal im Netz herausgebildet. Täglich wird sie von 800 Millionen Menschen weltweit benutzt und wächst scheinbar unaufhaltsam. Wer die App kennt, kennt auch ihre Probleme: Datenschutzbedenken, Zensur, Mobbing. Und allen voran: Pädophilie.

Die 16-jährige Charli D’Amelio ist mit 70,6 Millionen Followern und fünf Milliarden Likes die bekannteste Nutzerin der App. Ende 2019 begann sie weitreichende Aufmerksamkeit durch Videos zu erhalten, in denen sie zu den aktuell populärsten Liedern der App tanzt. Die Liedtexte sind oft sexuell aufgeladen; die 16-Jährige begleitet sie mit anzüglichen Tänzen und knapper Kleidung. Sie ist der Prototyp für junge Mädchen auf TikTok: Was Charli macht, wird garantiert zum Trend. Ihre Art von Videos sind das, was Unerfahrenen von der App in Erinnerung bleibt und zugleich das, womit TikTok nach außen wirbt. Wer es auf den Kontakt mit Kindern abgesehen hat, wird genau hier zuschlagen.

Laut den Vorschriften der App muss man für eine Registrierung bei TikTok mindestens 18 Jahre alt sein. Mit Einverständnis der Eltern dürfen sich Nutzer auch mit 13 Jahren ein Konto einrichten. Ein Blick auf die populärsten Hashtags und Sounds verrät jedoch, dass diese Regelung nicht strikt verfolgt wird. TikTok ist vor allem bei Kindern zum virtuellen Spielplatz geworden. Schnell findet man Videos, die von Kindern unter zehn Jahren hochgeladen wurden. Ihre Konten sind öffentlich und die Videos frei zugänglich. Die private Nachrichtenfunktion steht ebenfalls jedem offen. Besonders erwachsene Männer mit dem Interesse, junge Mädchen zu kontaktieren, finden hier den perfekten Zugang. Im Februar 2019 wurde ein 35-jähriger Mann in Los Angeles in Haft genommen mit dem Verdacht, auf TikTok sexuelle Unterhaltungen mit 21 jungen Mädchen geführt zu haben. Die jüngsten davon waren neun Jahre alt.

Zwar gibt es die Möglichkeit, ein Profil auf privat zu stellen, allerdings muss man hierfür verstehen, wie die App funktioniert. Anders als bei Instagram bekommen Nutzer auf der TikTok-Startseite nicht Videos von Menschen angezeigt, denen sie folgen.

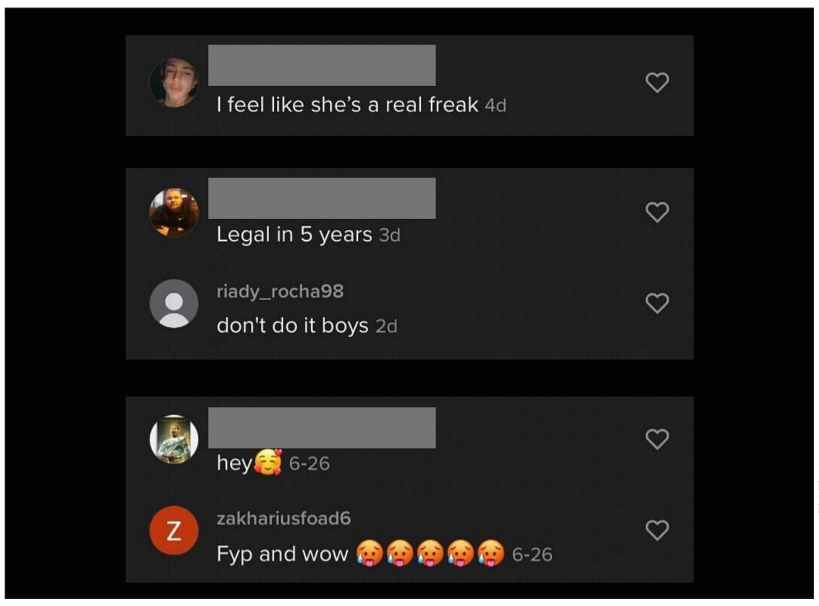


Bild: nat via TikTok

Diese Kommentare sind unter den Videos von Minderjährigen zu lesen

Die „For You Page” – die persönliche Startseite – nutzt einen Algorithmus, um einem Nutzer anhand seiner geliketen und kommentierten Videos einen endlosen Strom an Inhalten zu zeigen, die von Fremden produziert werden. Somit ist es kinderleicht, viral zu gehen. Man braucht keine Follower – solange man ein #foryoupage unter das Video setzt, wird es mindestens einer Person angezeigt. Das Ziel der App ist damit klar definiert: Ruhm und Aufmerksamkeit. Warum also das Profil privat stellen, wenn so viele Menschen wie möglich das Video sehen sollen?

Mädchen wie Charli D’Amelio sollte man nicht dafür verurteilen, wie sie sich präsentieren. Aber sie wissen nicht, welches Publikum sie anziehen. Vielen jüngeren Nutzern fehlt ein Ansprechpartner oder ein Elternteil, der ihre Aktivität auf der App überprüft; sie sehen sich oft gezwungen, unangemessene Kommentare so zu akzeptieren, wie sie sind. Viele realisieren gar nicht erst, was einen unangebrachten Kommentar ausmacht. Es ist an dieser Stelle anzumerken, dass Cybergrooming eine Straftat ist und dass unangemessener Kontakt mit Minderjährigen sofort bei der Polizei gemeldet werden kann und sollte.

Sobald also ein Pädophiler mit dem Video eines Minderjährigen interagiert, kriegt er schnell das nächste angezeigt und immer so weiter. Die Beute wird dem Raubtier förmlich in den Mund gelegt und das, ohne dass die Beute überhaupt weiß, dass sie gefangen werden soll. Für Kinder stellt die App eine weitere Form vermeintlich harmlosen Entertainments dar. Sie haben meist keine Ahnung, wie groß die Gefahr ist. Im Jahre 2019 wurde ein zehnjähriges britisches Mädchen von der Polizei informiert, sie habe sich in privaten Chats auf TikTok mit einem Pädophilen aus Kanada unterhalten. Machte sie in diesen Chats nicht das, was er verlangte, drohte er, zu ihr nach Hause zu kommen und sie zu entführen. Er hatte sie kontaktiert, nachdem sie unschuldige Videos auf der App hochgeladen hatte.

Mittlerweile warnen viele Schulen vor den Gefahren dieser App und raten Eltern, sich damit zu beschäftigen. Lange Zeit wurde aber propagiert, die App sei nur für Kinder oder junge Teenager, weswegen viele Eltern nicht verstanden, was ihre Kinder dort treiben. Bereits 2019 sah sich TikTok gezwungen, in den USA 5,6 Millionen Dollar in Strafe zu zahlen, da sie für Kinder unter 13 Jahren nicht genügend Schutz boten. Zwar kann man Konten melden, wenn jemand unangemessene Inhalte hochlädt, allerdings geht die App nicht konsequent gegen die kinderfeindlichen Nutzer vor. Liest man die Kommentare unter Videos von minderjährigen Nutzern, erkennt man: Das Problem der Pädophilie ist weit verbreitet.

Liegt es also an den Regierungen, dagegen vorzugehen? Im Jahre 2018 sperrte die indonesische Regierung die App wegen unangemessener Inhalte in Form von Pornographie und Ausbeutung Minderjähriger. Sie erklärte sich erst bereit, die App wieder freizugeben, sobald TikTok negative Inhalte zensierte und mehr Schutz für Minderjährige bot. Auch in Indien sah sich die Regierung 2019 gezwungen, zum Schutz Minderjähriger die App zu sperren, zunächst nur temporär, doch seit Anfang Juli 2020 endgültig. Die Betreiber TikToks antworteten auf die erste Sperrung, sie hätten sechs Millionen Videos mit unangemessenen Inhalten gelöscht. Doch was sind sechs Millionen Videos bei 800 Millionen Nutzern?

In den USA wird ebenfalls seit Kurzem diskutiert, die App zu sperren, allerdings eher aus Datenschutzbedenken. Für die Betreiber der App wäre dies katastrophal. Mit den USA und Indien würden sie zwei der nutzerstärksten Länder verlieren. Einen genauen Plan, die bestehenden Probleme zu lösen, haben die Betreiber nicht. Momentan bleibt lediglich die Hoffnung, dass sich nicht noch Schlimmeres ereignet.

Es handelt sich bei diesem Problem nicht um Einzelfälle. Die Vorfälle weiter zu ignorieren, bedeutet, Pädophilen freien Lauf zu lassen. Es darf nicht zur Normalität gehören, dass Kinder im Netz genötigt werden, Nacktbilder zu verschicken. **(nat)**

Zeit Geist

Blackout-Tuesday: Geteiltes Leid ist trotzdem Leid

Es ist ein gewöhnlicher Vormittag im Juni 2020. Nils liegt noch im Bett und scrollt gleichgültig durch Social Media. In zehn Minuten beginnt seine Online-Vorlesung.

Er öffnet Instagram. Was ist das denn? Sein Feed ist voller schwarzer Quadrate mit dem Hashtag #BlackoutTuesday. Ach ja, es geht um die anhaltenden Proteste gegen Rassismus, die seit dem Tod des US-Amerikaners George Floyd kursieren. Sehr gut, denkt Nils. Natürlich ist auch er gegen Rassismus. Also schnell noch das Bild hochladen und schon beginnt die Vorlesung.

So oder so ähnlich könnte diese fiktive Situation tatsächlich abgelaufen sein. Die Internet-community hatte sich an jenem Dienstag ein weiteres Mal vereint, um sich gegen einen gesellschaftlichen Missstand zu positionieren. Eine digitale Choreographie mit Signalwirkung. Aber hat sie wirklich etwas bewirkt?

Der #BlackoutTuesday startete ursprünglich als #TheShowMustBePaused auf Initiative von Jamila Thomas und Brianna Agyemang, beide Führungskräfte bei großen amerikanischen Musiklabels. Sie riefen die Musikbranche, die weltweit von schwarzen Künstlern mitgetragen wird, auf, für einen Tag den Betrieb zu pausieren, um in den Dialog über interne Ungerechtigkeit zu treten. Mit Erfolg. Über Promis und große Unternehmen wurde die Bewegung bald jedoch weit über die Grenzen der Musikszene hinausgetragen, bis die ursprüngliche Intention nur noch schwer zurückzuverfolgen war. Irgendein Statement gegen Rassismus eben. So weit so gut – wäre da nicht das Phänomen des Bystander-Effects.

Dabei handelt es sich um ein psychologisch bedingtes Auftreten mangelnder Zivilcourage, sobald eine fremde Person Hilfe benötigt. Das Prinzip ist simpel. Je mehr Leute eine Notsituation beobachten, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass jemand einschreitet und hilft. Psychologen erklären dies durch eine Diffusion der Verantwortlichkeit. Je mehr Leute anwesend sind, desto mehr Eigenverantwortung wird abgegeben und desto schwächer ist die Bereitschaft jedes Einzelnen, zu handeln.

Beim #BlackoutTuesday zeigte sich eine Art umgekehrter Bystander Effect. Zwar bekommt das Thema durch das Teilen zunächst gebührende Aufmerksamkeit, jedoch liegt die Gefahr im „Danach“. Denn ein medialer Aufschrei ist nur ein kleiner Schritt und zudem ein unbedeutender, wenn weiteres Handeln gegen Rassismus ausbleibt.

Wer wirklich etwas bewirken will, sollte mehr tun: zum Beispiel Petitionen unterzeichnen, Spenden, Demonstrieren, Wählen gehen – und das Wichtigste: Einschreiten, wenn es im Alltag zu rassistischen Vorfällen kommt.

Awareness-Hypes auf Social Media kommen und gehen, für Betroffene bleiben sie jedoch Dauerzustand. Belässt man es bei einem Posting, macht man sich selbst zum Bystander. Die gute Nachricht ist: Wer um diesen Bystander-Effect weiß, kann ihn überwinden. Auch Nils könnte das.

Eine Kolumne von Jonathan Pinell

Beiträge aus aller Welt

Wohnheim vor Gericht

Studierende in Kyoto kämpfen mit einer Petition und juristisch um den Erhalt ihres selbstverwalteten Wohnheims – Klägerin ist ihre eigene Universität

Die ehemalige Kaiserstadt Kyoto ist einer der Touristenmagnete Japans. Neben den klassischen Sightseeing-Spots befindet sich dort auch eine der ältesten Universitäten des Landes. An der Universität Kyoto – von japanischen Studierenden oft abgekürzt Kyôdai genannt – wird seit 1897 unterrichtet. Bereits seit mehr als 100 Jahren ihres Bestehens wohnen Studierende im Yoshida Ryô, dem Yoshida Studierendenwohnheim. Es ist die älteste Holzkonstruktion, die auf dem Campus bis heute erhalten geblieben ist. Seit Jahrzehnten steht das Gebäude unter Selbstverwaltung durch die BewohnerInnen. Neben der Verwaltungsarbeit veranstalten sie auch Konzerte, gemeinsames Kochen und andere Events, zu denen auch Außenstehende eingeladen sind.

Doch die Zukunft des Wohnheims ist ungewiss. Die Universität forderte 2017 alle BewohnerInnen auf, das Gebäude zu räumen. Als einige sich weigerten, folgte 2019 ein Gerichtsverfahren gegen zwanzig der ca. 100 verbleibenden Studierenden. Für die Universität gelten sie als Besetzer.

Seit dem Jahr 1913 scheint sich im Wohnheim optisch wenig verändert zu haben. Über einen weitläufigen Innenhof gelangt man zum Haupteingang, dessen Tür meist offensteht. Schon im Eingangsbereich wird klar, dass es sich hierbei um kein gewöhnliches Studierendenwohnheim handelt, denn im Inneren wird das Alter des Baus erst richtig deutlich.

Die letzten Renovierungen sind lange her. Es gibt weder Heizung noch Klimaanlage. Ein Student behilft sich mit einem elektronischen Heizofen und einer beheizbaren Matratze. Lange Gänge mit Böden und Wänden aus Holz führen zu den einzelnen Schlafzimmern. Andere Räume werden von allen genutzt und auch Besucher sind willkommen, solange sie die Privatsphäre der Bewohner respektieren. Auf den Gängen stehen teilweise Küchenutensilien und Bücher, vereinzelt sieht man Fenster ohne Glas. Vieles ist schmutzig, jahrzehntealte Poster an den Wänden verstärken das Gefühl beim Betreten des Gebäudes versehentlich aus der Zeit gefallen zu sein.

> Es gibt weder Heizung noch Klimaanlage

In dem vermeintlichen Chaos wird von der Selbstverwaltung viel Wert auf gegenseitige Rücksichtnahme gelegt. Grundsätzlich gilt, dass jeder sich frei entfalten darf, solange er keinen anderen stört. Manche machen Musik, ein Student züchtet im Garten Fische, andere halten Hühner, die nachts in den Bäumen schlafen. Nicht geduldet wird außerdem jede Art von Gesetzesverstoß. Dazu gehört unter anderem der Besitz oder Konsum von Marihuana. Beides ist in Japan streng verboten und damit auch im Wohnheim.



Foto: Sho Sasaki

Die Uni will das selbstverwaltete Yoshida-Wohnheim abreißen lassen

Auch wenn die alles andere als luxuriösen Lebensbedingungen vermutlich viele Studierende abschrecken würden, schätzen die BewohnerInnen die offene Atmosphäre. Auch außerhalb der Studierendenschaft hat das Wohnheim Freunde. Bei öffentlichen Veranstaltungen kommen teilweise auch Eltern mit Kindern auf das Gelände, das insgesamt drei Gebäude beherbergt, die gemeinsam das Wohnheim bilden. Neben dem historischen Bau und dem Veranstaltungsraum kam 2015 noch ein neues Wohngebäude hinzu. Doch nur zwei Jahre später erhielten die Studierenden eine Aufforderung, innerhalb der folgenden neun Monate sowohl die alten als auch das neue Gebäude zu räumen. Die Universität verspricht ihnen alternativen Wohnraum, aber die Studierenden möchten die Selbstverwaltung und die Geselligkeit des Ortes nicht aufgeben. Unterstützung erhalten sie dabei unter anderem von AnwohnerInnen, ehemaligen BewohnerInnen und einigen ProfessorInnen. Der bereits vierte Versammlungstermin des laufenden Gerichtsverfahrens musste aufgrund der Covid-19-Krise auf den 18. September verschoben werden.

Doch die Situation scheint festgefahren, schon bei grundlegenden Punkten ist man sich uneinig: Besteht ein gültiger Vertrag zwischen der Universität und den Studierenden? Welche Rechte hat die Universität über das Gebäude? Besteht ein Einsturzrisiko im Falle eines Erdbebens?

Die Studierenden sehen in der Anklage einen Einschüchterungsversuch. Das Hauptanliegen der Universität ist in ihren Augen die Abschaffung der Selbstverwaltung des Wohnheims, und der Gebäudeverfall ein willkommener Vorwand. Tatsächlich gab es in der Vergangenheit Pläne, das Wohnheim zu renovieren, die aber ohne Angabe von Gründen zurückgezogen wurden.

Wer am Ende Recht erhält, wird sich wohl erst frühestens im nächsten Jahr entscheiden. Sicher ist, dass mit einem Abriss des Wohnheims ein außergewöhnlicher Ort und ein Stück gelebte Geschichte in Kyoto für immer verschwinden würde. **(cah)**

ANZEIGE



Schwarze Edelsteine

Während ihres Studiums in Oxford hat die inzwischen 23-jährige Theophina Gabriel das Magazin *Onyx* gegründet. Es soll Schwarzen Kreativen in Großbritannien eine Stimme geben

Theophina Gabriel, you're the editor in chief and founder of *Onyx magazine*. When and how did your magazine first come to life?

My magazine first came to life in my head. I imagined a sleek magazine with foiling on the front and a matte cover, with beautiful photography, visuals, poetry and articles from Black writers.

I'm a big believer in things being real even when they aren't physical yet. So I'd say the magazine first came to life in my imagination in my student bedroom at Oxford in 2017. From then on I was just chasing the vision that I had in my head. The how is a bit more tricky. If we are talking about how the magazine came to life generally, then I would say it was crowdfunded by over a hundred people, and supported by the University of Oxford, as well as friends who staged theatre productions and donated the proceeds to the magazine. In terms of how the magazine first came to life in my head, I think that was a result of the recognition of talent I saw around me, and the urge to gather it all in one place and celebrate it.

Can you tell me why you chose the name *Onyx*?

I wanted to name the magazine after a Black gem. This had multiple meanings to it, it spoke to the often underground route Black talent takes, as it is often marginalized by the mainstream, and so is not highly discoverable, much like gems laying underground.

It also speaks to the inherent value and beauty of Black creativity, which again is often overlooked by industries unless it is shaped to fit a certain mould, for example talking about racism and prejudice. When looking over the list of names, Onyx stood out to me because it was used as early as the Second Dynasty in Ancient Egypt, and it was used to form pottery. I loved the idea of this gem being used as a medium to create art, and this is exactly what I envisioned the magazine being, a medium that Black creatives could use to shape their voices.

What is your primary goal for *Onyx*? What do you wish to accomplish with it in the next few years?

My primary goal for *Onyx* is to platform as many Black creatives as we possibly can. To publish, commission and celebrate as many Black artists, poets, and writers as we can afford. Looking to the future, this means having the magazine become fully sustainable, and being able to pay our Black creatives. My hope is for the magazine to be a recognized platform where Black creatives can be published and have their talent acknowledged. I'm quite secretive about future plans, but in the next few years I'm definitely hoping to be able to increase the print run of *Onyx* (we're currently at 1500 magazines) in order to be able to reach even more people.

What does it mean for you to have a creative space where you aren't reduced to "the struggle" as you say on your website?

It's liberating. So often the industry tries to put a certain barrier around the kind of stories they are interested in coming from Black people. It usually revolves around slavery and oppression, but Black creatives have so much more to offer than this, and nobody wants to be reduced to the pain enacted upon them by oppressive systems. It's liberating to be given a place where you can express every dimension of your creativity, and to be listened to beyond your racial experiences.



Foto: Ben Darwent

Theophina Gabriel ist Chefredakteurin des Magazins *Onyx*

Claiming your space in a world where mostly financial resources and networking are key for getting your publication onto the shelves is not an easy task. How does your team organize and get *Onyx* to its readers?

I'm a massive fan of genuine and authentic connection. I'm also a massive fan of starting where you are with the tools around you. With an incredible amount of hard work I managed to secure a place at Oxford University to study Philosophy and Theology. While there I saw that there was an opportunity to secure financial resources and network while also uplifting Black creatives. Claiming space looked like identifying and articulating the need for this space, and then honing in on the strategy to ensure that the idea could be brought to completion effectively. My team and I are organized into two halves. Editorial deals with the submissions, the articles, working with writers and all elements to do with the content for inside the magazine. My Non-Editorial team deals with the logistics, talking to places that can stock us, securing funding, organizing magazine events where we can sell the magazine at and other opportunities. Together we identified our biggest consumer base (students) and then decided to start at universities.

We organize around university requests for purchases of our magazine and hope to reach even more students this way.

What do you feel most proud of regarding *Onyx*?

When we get emails from people we've never met who tell us what the magazine means to them.

Whether they've seen it around their college, in a library, on a coffee table or before they went for an interview at Oxford.

I sometimes forget that over two thousand physical copies of the magazine currently exist both across the UK and internationally, and that makes me feel incredibly proud and excited.

In May 2019 you were invited to 10 Downing Street and The Houses of Parliament to give a consultation on diversity within the creative industry. Can you tell me how that experience was for you? Did you feel your voice was heard?

I was so nervous! I had never been behind that door before, but had seen it so many times in the news. I did feel like my voice was heard with the issues I raised on increasing access and representation of Black creatives within the industry, however exactly how that information will be absorbed is something that I am still keeping tabs on. It is one thing to be heard, and another to have that opinion enacted which shows that you have truly been listened to.

All in all it was a great experience to be able to talk about under-representation in the industry and meet other Black people who are passionate about inclusion and representation in the creative industry.

What is your wish for the future for Black people in Journalism?

Sustainability. It's great that all of these initiatives and schemes are being set up to platform Black creatives, but it's all incredibly shaky unless they actually stay in place and grow.

This looks like long-term support from people both within the industry and outside of it. I'd like more support to be given through subscriptions to Black publications which aid with long-term running costs. An example of this has been *Onyx's* push to have more people become patrons. Patrons receive merchandise and the magazine for as little as 2,50 Pounds a month but this is the difference between sustainability and having to worry about whether we would be able to even make a magazine the following year. Other Black journalism platforms such as *Black Ballad* and *galdem* are also following this model, and I think it is the only real way to spark sustainable change.

Das Gespräch führte Luisa Hinke Martinez

mehr auf onyxmagazine.co.uk

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5, momentan aber digital. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Lukas Jung

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD @ruprechtHD

Redaktion: Aaron Löffler (alo), Bruno Glöckner (bwg), Carolina Hoffmann (cah), Carina Sacher (cas), Thomas Degkwitz (dgk), Hannah Steckelberg (hst), Jessica Fernau (jjo), Kaoutar Haddouti (khd), Lara Stöckle (las), Lena Hilf (lhf), Luisa Hinke Martinez (lhm), Lukas Jung (lkj), Cosima Macco (mac), Natascha Koch (nat), Nicolaus Niebylski (nni), Nele Karsten (nsk), Stefanie Weber (stw), Svenja Schlicht (svj), Ulrike Bechtold (usb), Vivien Mirzai (vim), Xenia Miller (xmi)

Freie Mitarbeiter*innen: Lina Abraham (lia), Linda Fröhlich (lif), Michaela Grossmann (mig), Jonathan Pinell (pin)

Leitung: hst & vim (Seite 1-3), stw & usb (Hochschule), nni (Studentisches Leben), dgk & xmi (Heidelberg), lkj (Wissenschaft), svj (Feuilleton), lhm (Weltweit), nat (Online), las (PR)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 188: November 2020

Polen links, Polen rechts

Bei der Präsidentschaftswahl in Polen unterlag der Herausforderer Rafał Trzaskowski knapp dem amtierenden Präsidenten Andrzej Duda. Ein Kommentar zur Wahl

In Polen wurde gewählt und für die deutschsprachigen Medien gibt es einen klaren Gewinner der Herzen: Rafał Trzaskowski von der Platforma Obywatelska (PO – Bürgerplattform) und Bürgermeister Warschaus. In der Stichwahl um das Präsidentenamt am 12. Juli 2020 erreichte Trzaskowski 48,97 Prozent der Stimmen und lag damit knapp hinter dem amtierenden Präsidenten Duda, der 51,03 Prozent erhielt.

Die österreichische Zeitung *Der Standard* nennt Trzaskowski die „Hoffnung von Polens Liberalen", die *Süddeutsche Zeitung* bezeichnet die Wahl als „progressive Liberale gegen rückwärtsgewandte Bewahrer". *Zeit Online* sieht im knappen Ausgang der Polenwahl gar „ein Erstarken der linksliberalen Opposition" und selbst die linke *Taz* nennt Rafal Trzaskowski den „liberalen Herausforderer". Nur: Trzwaskowski ist weder progressiv, noch links, noch liberal im weitesten Sinne. Seine Partei, die PO, ist wie die CDU und die CSU ein Mitglied der Europäischen Volkspartei. Sie ist jedoch deutlich konservativer in ihren Werten und deutlich neoliberaler in ihrer Wirtschaftspolitik.

Trzaskowskis Wahlkampf kam fast vollständig ohne politische Werte, Programme oder gar Versprechen aus. Er unterschrieb eine Erklärung, die Rechte von LGBT-Personen zu unterstützen. Gleichberechtigte Ehe, Adoptionsrecht oder Schutz vor Diskriminierung – so weit möchte Trzaskowski aber nicht gehen. Besonders liberal ist das nicht. Mehr Unterstützung für einkommensschwache Familien, für Geflüchtete, eine grüne Wende? Das alles findet sich nicht im Programm. Ja, Trzaskowski ist pro-europäisch, steht für mehr Zusammenarbeit auf EU-Ebene, aber das ist für sich keine progressive oder linke Position. Auch konservative und libertäre Parteien und Politiker können pro-EU sein.

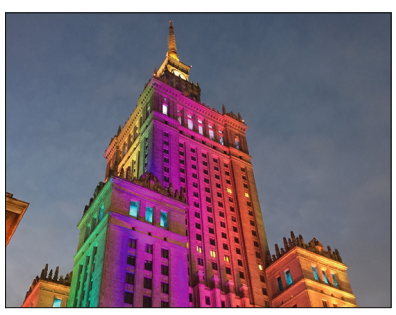


Foto: hst

Performativer Pridelook in Warschau

Tatsächlich ging Trzaskowski mit nur einem Versprechen in die Wahl: Er ist der Anti-Duda. Der amtierende Präsident ist nur der „Kugelschreiber" der rechtsnationalen PiS-Partei (Prawo i Sprawiedliwość, Recht und Gerechtigkeit), der den antidemokratischen Umbau von Medien und Gerichten vorantreibt. Trzaskowskis zentrales Versprechen war es, den Rechtsstaat und die Demokratie zu achten. Das ist weder links, noch liberal, noch besonders progressiv, sondern schlicht und einfach das grundlegende Minimum.

Und einen Präsidentschaftskandidaten, dessen einziges Versprechen es ist, die Verfassung zu respektieren, als linksliberal zu bezeichnen wirft übrigens auch kein gutes Licht auf Konservative. Nur so nebenbei. **(hst)**

Personals

hst: Der Redaktionsschluss ist ein Social Construct.

nni: Ich muss gestehen, von der Ästhetik her gefällt mir die Aubergine besser.

lhm: Wir haben noch nicht so viele Personals. Labert mal ein bisschen Scheiße!

dgk: Ich hätte auch Bock auf Polizeigewalt.

lhm: Ich brauch mal ne Pause vom Leben.

nni: *stellt Überschrift auf Comic Sans* Graphic Design is my passion.

nni: Alle elf Minuten zeigt ein Film Antislawismus.

lhm: Ich kotz auf den Nährboden.

vim: *über Harald* Gibt es diese Person wirklich?

xmi: Dieses Wochenende sind wir alle Garnelen.

svj: Es wird generell ziemlich viel gefickt in dieser Ausgabe

Welcher Maskentyp bist du?



Der FFP2-Hypochonder

Als im Februar die ersten Nachrichten über eine mysteriöse Lungenkrankheit aus China dein Smartphone erreichten, hast du schon Atemnot bekommen. Das Desinfektionsmittel-Fläschchen wurde zu deinem treuen Begleiter, in Bus und Bahn hat dich keiner mehr gekriegt und um die ganzen „Chinesen“ in der Altstadt machtest du von da an einen großen Bogen. Deine Freunde haben sich anfangs noch lustig gemacht, aber als im März der Lockdown kam – na, wer hat dann gelacht? DU hattest schließlich die letzten verfügbaren FFP2-Masken ergattert; DU hast zuhause das Regal voller Barilla-Nudeln und Dosentomaten. Wenn ein Virologe eine falsche Zahl nennt, sitzt du kopfschüttelnd vor dem Fernseher – das stand in dem wissenschaftlichen Aufsatz aber anders! Und dass das Virus über Aerosole übertragbar ist, das hattest du ja von Anfang an vermutet...



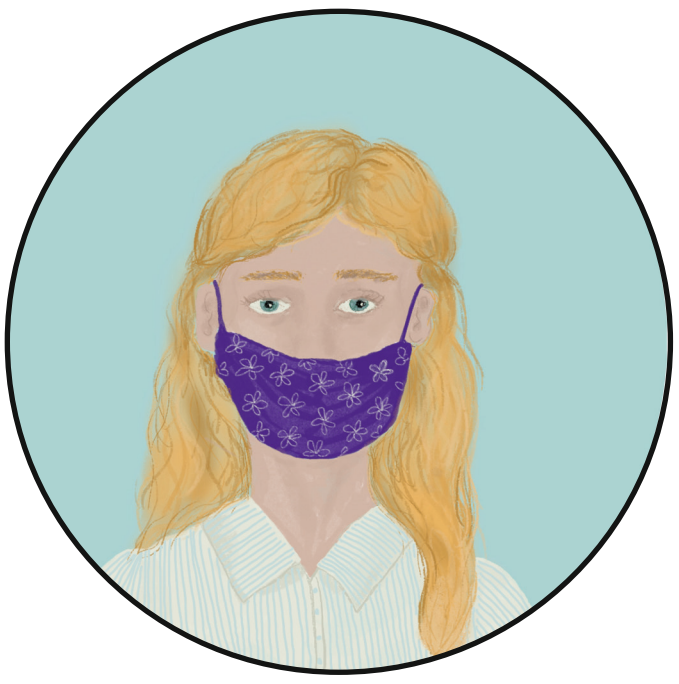
Die Insta-Aktivistin

Während des Lockdowns hast du dir erst einmal alleine eine Flasche Wein gegönnt (Selfcare) und dir dann mitten in der Nacht zu Musik von The Smiths einen Pony geschnitten. Dann bist du wieder in der Bedeutungslosigkeit der menschlichen Existenz herumgedümpelt und hast für Instagram ein bisschen in Camus' *Die Pest* herumgeblättert. Da Fridays For Future mittlerweile abgeebbt ist, warst du dann eigentlich ziemlich hyped, als es mit #BLM weiterging. Schnell mal ein schwarzes Quadrat auf Insta gepostet und schon warst du wieder ganz vorne dabei! Dafür kaufst du jetzt halt dein Gemüse wieder in der Plastiktüte... Aber hey! Man muss eben mit dem Flow gehen und Zero Waste juckt doch gerade keinen mehr. Mit deiner Statement-Maske zeigst du jetzt allen: Du bist eine echte Aktivistin. Was würden wir nur ohne dich tun.



Der Penis-Maskenträger

Du bist ein Herr mittleren Alters und glaubst, das alles sei doch einfach eine große Schweinerei der Regierung. Am Anfang hast du noch versucht, ohne Maske in die Läden zu kommen und hast dich immer wieder mit den Mitarbeitenden im Supermarkt angelegt. Die haben zwar Wichtigeres zu tun, als ignorante Vollpfosten wie dich höflich auf die Maskenpflicht hinzuweisen, aber die haben's halt nicht verstanden! Du schon. Du weißt genau, was hier eigentlich die ganze Zeit abgeht. Dein Zeichen des Protests ist daher: dein Zinken. Den hängst du nun stolz triumphierend über deine (zehnfach verwendete) Einmal-Maske hinaus. Mit ein paar Gleichgesinnten triffst du dich nun samstags, um für die Grundrechte zu demonstrieren. Da singt ihr schöne Revolutionslieder, schwenkt die Deutschlandfahne und fühlt euch wie die ganz großen Freiheitskämpfer. Die Welt wird schon sehen!



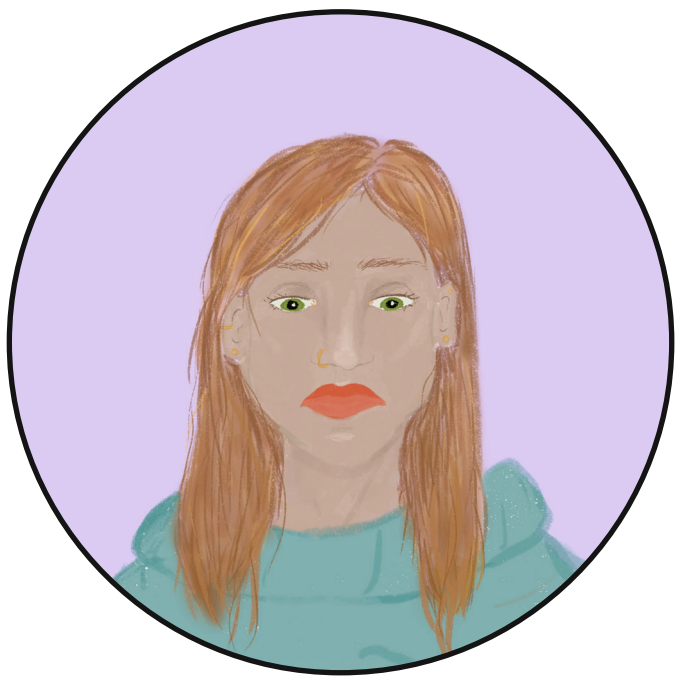
Die Öko-Optimistin

Du schlenderst einmal die Woche mit deiner Bio-Baumwoll-Maske aus einem süßen „Local Shop“ über den Wochenmarkt. Beim Smalltalk mit den anderen Akademiker-Ökos redet ihr darüber, dass das alles ja auch seine positive Seite hat. Isolation und Quarantäne waren für dich die reine Entschleunigung! Und nach ein paar Tagen Aus-dem-Fenster-Gucken und Häkelnlernen hast du dann endlich begriffen: „Humans are the real virus.“ Also ja klar, da sterben ja grade schon Menschen, und viele verlieren ihre Existenz... Man sollte aber viel lieber darüber nachdenken, wie es danach weitergehen soll! Fleisch-Konsum? Fernreisen? Vierzig-Stunden-Wochen? Auf keinen Fall. Du hast zwar selbst noch nie in Vollzeit gearbeitet, aber klingt schon stressig. Corona ist deshalb vor allem eines: eine Chance für die Gesellschaft.



Der etwas Andere

Dich kann man nicht ganz so leicht einordnen, du warst einfach schon immer ein schräger Vogel. So richtig „normal“ oder „Durchschnitt“ funktioniert bei dir einfach nicht. Aber muss es ja auch nicht! Du machst in deiner Freizeit Bogenschießen oder Capoeira, du spielst irgendein mittelalterliches Instrument, dessen Namen keine Sau kennt oder schmiedest im Garten Schwerter. Vielleicht hast du auch extrem viele exotische Haustiere? Irgendwas wird es schon sein. Eine ganz normale Maske kam für dich jedenfalls nicht in Frage – du bist halt bisschen weird. Im besten Sinne, versteht sich. Du läufst mit Klarsichtschild, Ganzkörperanzug, Gasmaske oder einem Wasserkanister über'm Kopf durch den Supermarkt und gibst keine Fucks, dass man heimlich Fotos von dir macht.



Die Vollidiotin

Joa, da muss man nicht viel zu sagen, oder?

Soziologische Beobachtungen gemacht
und illustriert hat: mac
Gelayouted haben: dgk, las und lhm